Band 949 • DM 2,20

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Kind, das mit den Toten sprach



Band 949 • DM 2,20

Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 18

Frankreich F 10,00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275



Das Kind, das mit den Toten sprach

John Sinclair Nr. 949

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 10.09.1996

Titelbild von Richard Newton

Sinclair Crew

Das Kind, das mit den Toten sprach

»Still, Mr. Sinclair, seien Sie bitte still! – Gleich geht es los, das weiß ich genau!«

Ellen Bates hatte leise gesprochen, aber auch hektisch. Dabei war die achtunddreißigjährige Frau eigentlich nicht der Typ, der sich so leicht aus der Ruhe bringen ließ. In ihrem Beruf als Psychotherapeutin war sie souverän, aber in diesem Fall reagierte sie hypernervös. Mit ihrem Wissen und ihren Theorien kam sie jetzt nicht mehr weiter, deshalb hatte sie sich an mich gewandt. »Ich sage ja nichts«, verteidigte ich mich.

»Natürlich, entschuldigen Sie!« Die Hände hatte sie zusammengelegt, weil sie zitterten. Unter der dünnen Haut waren deutlich die bläulich schimmernden Adern zu erkennen. Der Ausdruck ihrer Augen zeigte den Blick einer gehetzten Person, und sie schrak zusammen, als ich nach meiner Teetasse griff. Diese Bewegung schien sie irritiert zu haben.

Ich blieb ruhig, trank den Tee und schaute sie über den Rand der Tasse an. Die Frau verdrehte die Augen, so daß sie nach links schauen konnte. Ich wußte genau, daß sie die verschlossene Tür meinte, denn hinter ihr befand sich das, weshalb ich zu ihr gekommen war.

»Bald wird sie wieder reden, Mr. Sinclair.« Ellen schaute auf die Uhr. »Noch ein, zwei Minuten wird es dauern, dann ist Mitternacht. Da fängt es immer an.«

»Ja, das sagten Sie.« Ich sprach ebenfalls leise. Es war auch kaum ein Geräusch zu hören, als ich die Teetasse abstellte. »Und was soll ich dann tun?«

Für einen Moment schaute sie mich ungläubig an. »Das habe ich Ihnen doch schon gesagt. Sie sollen nur zuhören und mir dann Ihre Meinung sagen.«

»Es geht schlecht, wenn die Tür geschlossen bleibt.«

»Keine Sorge, die werde ich gleich öffnen.« Mit dem Daumen und dem Zeigefinger deutete sie an, wie groß der Spalt werden sollte.

»Marion wird nichts merken, ich kenne das.«

»Gut, ich lasse mich überraschen.«

Nach dieser Bemerkung lächelte die Frau etwas verloren und schwieg. Auch ich sprach sie nicht mehr an, denn Ellen Bates machte auf mich den Eindruck einer Frau, die nicht mehr reden wollte und sich statt dessen in ihre innere Welt zurückgezogen hatte.

Es war ruhig im Zimmer. Eine Ruhe, die mir normalerweise gefallen hätte, wäre nicht dieses Problem gewesen, von dem ich nicht viel wußte, weil es keinen Sinn hatte, wenn man mir zuvor zuviel erklärte, wie Ellen Bates meinte. Man muß es erlebt haben, alles andere ist Unsinn! Das jedenfalls waren ihre Worte gewesen, und ich war gespannt darauf, ob sie sich bestätigten.

Inzwischen versuchte ich, die Frau einzuschätzen. Mit Therapeutinnen hatte ich nur wenig oder keine Erfahrungen sammeln können. Aus diesem Grund hatte ich auch keine Vergleichsmöglichkeiten, was Ellen Bates und deren Verhalten anging. Die äußere Ruhe war natürlich gespielt. Um sie zu stabilisieren, hätte sie sich selbst therapieren müssen, aber wer schaffte das schon? Ellen Bates war eine Frau, die nicht besonders auffiel. Relativ klein, auch schmal in den Schultern. Das Haar schien sich nicht entscheiden zu können, ob es eine blonde oder eine braune Farbe annehmen sollte. Sie lag irgendwo dazwischen.

Sehr kurz geschnitten umrahmte das Haar ein schmales Gesicht, auf dem die Sommersprossen blasse Flecken hinterlassen hatten. Sie Nase war klein, wirkte etwas knochig, der Mund zeigte schmale Lippen, und dafür wirkte ihr Kinn etwas eckig. Bekleidet war sie mit einem oberschenkellangen, blauen Pullover, etwas dunkleren Jeans und hellen Turnschuhen mit blauen Punkten.

Verheiratet war die Frau nicht. Sie gehörte zu den zahlreichen alleinerziehenden Müttern in diesem Land. Ich hatte sie auch nicht gefragt, weshalb sie allein lebte, das ging mich ja auch nichts an.

Die Zeit verstrich. Das Schweigen blieb. Auch die Unruhe der Ellen Bates, die immer wieder auf die Tür schaute und sich dabei immer mehr spannte. Sie machte jetzt den Eindruck einer Person, die nur darauf wartete, im nächsten Moment aus ihrem Sessel zu springen und zur Tür zu laufen.

Das Zimmer war nicht groß. Es paßte zu dieser Altbauwohnung.

Ich wunderte mich nur ein wenig über die Einrichtung. Ellen Bates war ja eine Frau, die mit beiden Beinen im Leben stand, aber sie umgab sich mit alten Möbeln, die einen gewissen nostalgischen Charme verbreiteten, ohne wertvoll sein zu müssen. Diese Tische, Stühle und Schränke aus Weichholz wurden auf Floh- und Antikmärkten angeboten, zumeist farblos, was Ellen Bates allerdings geändert hatte, denn der Schrank zeigte einen hellblauen Anstrich, und auch die Stühle waren in dieser Farbe gestrichen, während der Tisch naturbelassen war. Dieser Raum wurde als Wohn- und Eßzimmer gleichzeitig benutzt, und wir saßen uns in einer Ecke gegenüber, in der drei alte Sessel im Blümchenmuster standen. Die Tapete an den Wänden war kaum zu sehen, da sie von zahlreichen Bildern unterschiedlicher Größe verdeckt wurde. Es befanden sich auch zahlreiche alte Fotografien darunter, zumeist eingerahmte Postkarten.

Ellen Bates schaute auf die Uhr. Diese Bewegung ließ mich aufmerksam werden.

»Schon Mitternacht?« fragte ich.

»Gleich.«

»Und es fängt pünktlich an?«

Sie nickte. »So war es in der letzten Zeit immer. Ich habe mich nie an Marion herangetraut.« Sie holte tief Luft, bevor sie mich anblickte und ich die Skepsis in ihren Augen sah. »Können Sie sich vorstellen, Mr. Sinclair, daß die Mutter Furcht vor ihrer eigenen Tochter hat? Können Sie das nachvollziehen?«

»Bisher nicht.«

»Weil Sie keine Tochter haben, Mr. Sinclair?«

»Auch deshalb.«

Ellen lachte mich scharf an. »Sie werden schon erleben, was da mit Marion passiert. Sie wird reden, aber sie spricht nicht mit sich selbst, sondern mit einer Person, die für einen Außenstehenden nicht sichtbar ist. Für sie schon.«

Ich räusperte mich, bevor ich sagte: »Wenn es jemand ist, mit dem sie redet, müßte doch herauszufinden sein, wie diese Person heißt. Oder finden Sie nicht?«

Ellen schaute mich für eine Weile an. »Ja, Mr. Sinclair, da haben Sie im Prinzip recht. Aber es ist trotzdem anders.«

»Wie anders?«

»Ich war nicht konsequent genug.«

»Mit anderen Worten, Sie haben nicht gefragt.«

»Doch, das schon, wofür halten Sie mich? – Ich erhielt aber keine Antwort. Oder eine, die mir nicht gefallen konnte. Es war ein Blick wie eine Eisdusche! Meine Tochter zeigte sich plötzlich völlig verändert. Haßerfüllte Blicke schoß sie in meine Richtung ab, auf ihre Mutter, begreifen Sie das?«

Wieder blickte Ellen auf die Uhr. »Es müßte gleich soweit sein.«

Auch ich schaute auf das Zifferblatt.

Genau Mitternacht. Die Tageswende. Eine Zeit zwischen dem alten und dem neuen Tag. Von nun an begann die Stunde, über die schon so viel geschrieben und spekuliert worden war, und das nicht nur in unserer europäischen Geschichte, auch in den anderen Kulturen hatte dieser Zeitraum eine schon magische Bedeutung.

Ich glaubte auch, das ferne Anschlagen einer Kirchenglocke zu hören. Sehr dünn erreichte das Geräusch meine Ohren. Ellen Bates schien es nicht gehört zu haben. Sie war bis an die Kante der Sitzfläche vorgerutscht und schaute starr gegen die Tür zum Zimmer ihrer Tochter.

Dahinter blieb noch alles ruhig, aber Ellen wollte nicht mehr so lange warten. Sie stand auf und bewegte sich auf Zehenspitzen durch das Zimmer.

Ein Geräusch hörte ich nicht. Ellen kannte sich aus. Sie hielt die Augen leicht geschlossen, ihre Lippen waren noch fester zusammengepreßt. So wie sie sah nur jemand aus, der sich wahnsinnig konzentrierte. Dann war sie soweit und schob die Tür auf.

Wirklich nur ein winziges Stück. Als der entsprechende Spalt entstanden war, ließ sie die Klinke sofort los, trat einen Schritt zurück und winkte mir zu.

Auch ich erhob mich und ging ebenso leise durch den Raum, wie Ellen es getan hatte. Neben ihr blieb ich stehen. Sie reckte sich, um mir ins Ohr flüstern zu können. »Gleich, Mr. Sinclair, werden Sie es hören.«

»Kann ich nicht zuvor einen Blick in das Zimmer Ihrer Tochter werfen?«

»Nein, bitte nicht, das würde Marion nur stören.«

»Okay, wie Sie wollen. Es ist Ihre Wohnung.«

»Sie werden es erleben, Mr. Sinclair. Ganz sicher. Warten Sie nur ab.«

Das Versprechen hatte ich schon einige Male gehört, nun aber trat es ein. Ellen Bates zuckte zusammen, als sie die ersten Worte hörte.

»Hallo, da bist du ja wieder. Ich grüße dich…«

Ellen klammerte sich an mir fest. »Das ist Marion, die gesprochen hat!« zischelte sie. »Meine Tochter. Es – es hat geklappt, Mr. Sinclair. Sie redet wieder mit der anderen.«

Ich nickte nur und wartete ab. Auch mich hielt eine seltsame Spannung umklammert, obwohl eigentlich nichts passiert war und die Worte recht harmlos geklungen hatten. Wir beide warteten auf eine Antwort, aber wir warteten vergebens. Die andere Person oder Stimme meldete sich nicht. Dafür sprach Marion.

»Geht es dir gut?«

Stille!

»Das ist gut, Caroline!«

Zum erstenmal war ein Name gefallen. Neben mir nickte Marion Bates heftig. »Caroline«, hauchte sie. »Verdammt noch mal, Caroline! Das ist es doch gewesen. Das ist die Person, mit der meine Tochter Kontakt aufgenommen hat. Sie haben es selbst gehört, nicht wahr? Caroline, mehr nicht. Nur einfach Caroline. Keinen Nachnamen.«

»Kennen Sie denn eine Caroline? Taucht der Name im Kreise der Freundinnen auf?«

»Überhaupt nicht, Mr. Sinclair. Es gibt zahlreiche Namen, ich kenne sie alle. Aber es gibt keine Caroline. Nicht mal ein Mädchen, das so ähnlich heißt.« Sie schielte wieder auf den Türspalt. »Diese Caroline ist mir fremd, aber sie ist meiner Tochter so wahnsinnig vertraut. Den Grund kann ich auch nicht nennen. Das ist verrückt. Da stellen sich Dinge auf den Kopf.«

»Nein, ich bin allein, Caroline.«

Die Stimme der Tochter ließ Ellen Bates verstummen. Ich beobachtete die Frau, die ihre Stirn runzelte wie jemand, der scharf nachdachte. Sie schüttelte auch den Kopf, wollte einen Kommentar abgeben, doch Marion kam ihr wieder zuvor.

»Es ist niemand im Zimmer, wirklich. Du kannst mit mir reden, Caroline, wie du es schon so oft getan hast. Erzähl mir von früher – bitte…«

»Haben Sie es gehört, Mr. Sinclair?«

»Ja!« flüsterte ich.

Ellen war unruhig. Sie ließ sich nicht aufhalten. »Von früher«, sagte sie. »Von früher soll sie erzählen, da komme ich nicht mit. Das will nicht in meinen Kopf, verflixt! Was soll sie denn alles von früher berichten? Und was meint sie damit?«

»Das weiß ich auch nicht«, gab ich ehrlich zu. »Sie kennen Ihre Tochter besser.«

»Nicht so.«

Marion lachte. Es war ein fröhliches Lachen, als hätte sie eine freudige und positive Nachricht erhalten. Es verstummte so rasch, wie es aufgeklungen war. Die nächste Frage folgte. »Meinst du das ehrlich,

Caroline?« Schweigen. Dann wieder Marion. »Nein, ich bin wirklich allein. Ich sehe hier keinen mehr im Zimmer. Meine Mutter ist nebenan. Ich habe sie seit zwei Stunden nicht mehr gesehen. Ich bin extra früh ins Bett gegangen und habe auf dich gewartet. Was meinst du, Caroline, wie ich mich freue, daß du jetzt wieder bei mir bist…«

Ellens Tochter sprach nicht mehr weiter. Wahrscheinlich hörte sie zu, dann gab sie der anderen Person recht. »Sicher, Caroline, ich werde dir den Gefallen tun. Ich schaue nach.«

Ellens Kopf ruckte nach links. Sie war plötzlich übernervös geworden. »Was sollen wir denn jetzt tun, Mr. Sinclair? Sie kommt. Sie wird uns sehen.«

»Das soll sie auch.«

Ellen trat zurück, als sie ihre Tochter kommen hörte, und auch ich bewegte mich von der Tür weg, die Sekunden später nach innen gezogen wurde.

Auf der Schwelle stand Marion Bates, schaute uns an, und wir schauten sie an.

Ich sah sie zum erstenmal, ebenso erging es ihr mit mir, und ihre Mutter sah Marion nicht. Der prüfende Blick ihrer Augen war einzig und allein auf mich gerichtet, als wollte sie mich sezieren.

Ich wich dem starren Blick der Zwölfjährigen nicht aus. Von Marions Aussehen hatte ich mir keine Vorstellungen gemacht. Ich sah sie zum erstenmal und konnte sie nicht richtig einschätzen. Auf jeden Fall war sie kein Kind oder keine Jugendliche, die man als ausgeflippt einstufen mußte. Sie machte einen eher braven, möglicherweise auch intellektuellen Eindruck, das möglicherweise an der Brille mit dem hellen Gestell lag, die für das schmale Gesicht einfach zu groß war. Das blonde Haar wuchs sehr dicht. Sie hatte es hochgekämmt, dann nach hinten geschaufelt und hinter dem Kopf mit einer pinkfarbenen Schleife zusammengebunden.

Die Farbe der Schleife wiederholte sich in der des Kleides, denn ein Nachthemd oder einen Schlafanzug trug das Mädchen nicht. Es war noch völlig angezogen.

Selbst die Einrichtung des Zimmers machte keinen kindlichen, sondern einen erwachsenen Eindruck. Die hellen Sitzmöbel mit den bunt gemusterten Stoffen, der Schreibtisch, der Schrank, das Regal, die Musikanlage in der Ecke, der graue, neutrale Teppichboden und die farblosen Vorhänge vor dem Fenster.

Als Lichtquelle diente ihr im Moment eine Lampe auf dem Schreibtisch. Sie sah aus wie ein etwas zur Seite geneigter Pilz. Die Lampe unter der Decke blieb dunkel.

Was mir allerdings auffiel, war der wunderschöne Spiegel an der Wand. In dessen Nähe hielt sich Marion Bates auf, ohne daß sie sich darin betrachtete. Auf mich wirkte er dunkel, obwohl der Rahmen mit

Blattgold bedeckt war.

Marion hatte sich als erste gefangen. Etwas unwillig schüttelte sie den Kopf, um zu zeigen, daß sie über die Störung nicht eben erfreut war. »Was wollt ihr? Warum seid ihr hier?« Sie kam einen kleinen Schritt vor. »Wer ist denn dieser Mann, Mummy?«

»Ein Bekannter, Kind.«

»Ach so.« Marion sah aus, als glaubte sie kein Wort. Sie glich ihrer Mutter. Das war Ellen Bates in jung. Im Gesicht wirkte sie trotzdem schon älter, als hätte sie in ihren zwölf Jahren schon einiges erlebt.

Wir sahen, wie sie Luft holte und erst danach eine Antwort gab.

»Aber ich kenne diesen Mann nicht.«

»Das ist auch nicht schlimm. Mr. Sinclair ist gekommen, weil ich ihn darum gebeten habe.«

»Wie schön. Warum hast du das getan?«

»Es ging um dich.«

»Ach ja? Um mich?«

Ellen nickte. »Ja, um dich, mein Kind, denn ich mache mir große Sorgen.« Sie übertrat die Schwelle und blieb im Zimmer stehen. Ich folgte ihr langsam. »Wir müssen uns Sorgen um dich machen, denn wir haben dich sprechen gehört. Und du weißt, daß es mir nicht zum erstenmal zu Ohren gekommen ist.«

»Na und?« Die Worte hatten patzig geklungen. »Ich habe dir doch schon gesagt, was ich damit meine. Ich – ich kann manchmal nicht schlafen. Das liegt an der Pubertät, habe ich gelesen. Und weil ich nicht schlafen kann, bin ich eben wach geblieben. So einfach ist das, Mummy.«

»Du hast auch gesprochen.«

»Klar, es war mir zu langweilig. Ich wollte mich auch nicht vor die Glotze setzen.«

»Hast du mit dir geredet?« fragte ich sie.

Marion schaute ihre Mutter ärgerlich an. »Muß ich überhaupt mit dem reden?«

»Es wäre vielleicht besser.«

»Wie du willst, Mummy.« Ihre Stimme klang nicht echt, sondern sehr gekünstelt. »Ja, ich habe mit mir selbst gesprochen, Mister. Das tue ich nämlich öfter.«

Ich blieb gelassen und lächelte. Mittlerweile stand ich auch im Zimmer, gab mich aber locker und schaute mich auch nicht so um, daß es unbedingt gesehen werden konnte. »Heißt du auch Caroline, wenn du mit dir selbst sprichst?«

Das Mädchen schwieg. Diese Frage hatte Marion aus dem Konzept gebracht. Sie leckte über ihre Lippen und ballte ihre rechte Hand zur Faust. »Was soll die Frage, Mummy? Was will dieser komische Typ von mir?«

»Er hat dich etwas gefragt.«
»Das habe ich gehört.«
»Und?«
»Ich brauche ihm keine Antwort zu geben, Mummy. Das brauche ich nicht. Das will ich auch nicht.«
»Warum willst du nicht über Caroline reden?«
»Das ist meine Sache.«
»Gibt es sie denn?« fragte ich.
»Für mich schon.«
»Für uns also nicht?«
»Nein.«
»Warum nicht?«
Wieder spiegelte sich der Ärger in ihrem Gesicht. Sie ließ ihn nicht an mir, sondern an ihrer Mutter aus. »Ich will diesem Typ nicht antworten. Das brauche ich auch nicht, Mummy. Hörst du? Ich will es nicht. Er soll verschwinden, verdammt!«
»Bitte, Marion! – Was sind das nur für Worte? Mr. Sinclair ist gekommen, um uns zu helfen.«
Wahrscheinlich wollte sie lachen, aber es wurde nur ein Kieksen daraus. »Wer soll uns denn helfen? Helfen kann man nur, wenn etwas passiert ist. Aber hier ist nichts passiert.«
»Das sagst du, Marion. Wir sind anderer Meinung.«
»Quatsch.«
»Wer ist Caroline?« fragte ich.
Das Mädchen ging einen kleinen Schritt zurück, um sich zu drehen. So konnte es mich anschauen. »Caroline ist eine Freundin, wenn Sie es genau wissen wollen, Mister.«.
»Mit der du einen guten Kontakt hast.«
»Ja.«
»Die deine Mutter aber nicht kennt.«
»Weiß ich nicht.« Sie hob die Schultern.
»Nein, ich kenne Caroline nicht!« bestätigte Ellen Bates. Sie wollte noch etwas hinzufügen, doch ich hob den Arm. Die Frau verstand und hielt den Mund geschlossen.
»Dann ist Caroline nur dir bekannt, Marion?«
»Kann sein.«
»Gibt es sie überhaupt?«
Das Mädchen lachte uns aus. »Schaut euch doch um. Schaut euch um. Seht ihr sie?«
»Nein.«
»Na bitte.«
»Aber wir haben gehört, daß du mit ihr gesprochen hast. Deine Stimme drang durch die Tür. Da wollten deine Mutter und ich nachschauen, ob du Besuch bekommen hast. Das ist doch in Ordnung,

oder?«

Marions Gesicht verschloß sich. »Ich habe mit mir selbst gesprochen«, erklärte sie.

Ich lächelte sie so an, daß sie unsicher wurde. Dabei schüttelte ich den Kopf. »Pardon, aber das glauben wir dir nicht, Marion. Das können wir dir einfach nicht glauben.«

»Warum nicht? Denkt ihr, daß ich lüge?«

»Wenn du es schon so drastisch ausdrückst, stimme ich zu.« Bevor sie etwas erwidern konnte, sprach ich weiter, und das Kind blieb zunächst stumm. »Wir haben nicht nur eine Stimme gehört, sondern auch eine zweite. Sie stammte aber nicht von dir. Sie klang anders.«

»Wer sagt das?«

»Ich!«

»Dann habt ihr euch verhört!«

»Nein, das glauben wir nicht.«

»Ich habe mit mir selbst gesprochen!« behauptete sie weiterhin steif und fest.

Ich zwinkerte ihr zu. »Mit zwei verschiedenen Stimmen? Das ist schwer nachzuvollziehen.«

»Dann habt ihr euch verhört.«

Ich ging einen Schritt auf das Mädchen zu, und Marion trat zurück. »Wo steckt diese Caroline?« fragte ich. »Es ist doch nicht das erste Mal, daß du mit ihr gesprochen hast. – Es muß sie geben, das weiß ich von deiner Mutter, auch wenn sie Caroline noch nicht gesehen hat. Deine Mutter hat sich nicht geirrt. Deshalb würde ich schon mit der Wahrheit herausrücken. Vielleicht können wir dir ja helfen.«

»Helfen?« rief sie und wollte lachen. »Nein, mir kann man nicht helfen. Ich will auch nicht, daß mir geholfen wird. Ich will in Ruhe gelassen werden. Außerdem bin ich jetzt müde und möchte ins Bett.« Demonstrativ fing sie damit an, sich die Augen zu reiben, dann ging sie zurück und setzte sich auf ihr Bett. »Wollt ihr nicht endlich gehen? Ich möchte gerne schlafen.«

Diesmal blieb Ellen hart. »Erst wenn du uns etwas über deine Freundin erzählt hast. Mr. Sinclair hat recht. Wir haben zwei Stimmen gehört. Du kannst uns nicht für dumm verkaufen. Außerdem weiß ich nicht, was das soll. Warum hast du uns nicht die Wahrheit gesagt? Es ist doch nicht schlimm. Wir wollen dir nur helfen, Kind, versteh das doch.«

Marion hatte sich steif auf die Bettkante gesetzt. Mit beiden Händen stützte sie sich auf der Matratze ab. »Ja, das verstehe ich sehr gut. Wenn ihr mir helfen wollt, dann laßt mich jetzt in Ruhe. Ich brauche meinen Schlaf.«

Ellens Stimme klang spöttisch, als sie fragte: »Oh, das ist mir aber schon neu.«

»Dafür kann ich doch nichts.«
»Du hast recht, Kind. Und es gibt deine Caroline tatsächlich nicht?«
»Nein, nicht für euch. Ich habe sie erfunden. Ich spreche mit ihr. Sie ist nicht für euch da, nur für mich.«
»Du hast sie nie gesehen?« fragte Ellen.
»Müßte ich das denn?«
»Nun ja, man muß doch denjenigen sehen können, mit dem man spricht, oder?«
»Nicht ich. Ich habe sie mir ausgedacht. Sie ist toll, den ich rede mit ihr, und trotzdem gibt es sie nicht. Aber sie kann mir Ratschläge geben, und sie hat mir auch geraten, mich hinzulegen und zu schlafen.« Marion nickte heftig, als wollte sie damit andeuten, daß das Gespräch für sie erledigt war.
Ich hatte Mrs. Bates das Feld überlassen, so war ich in der Lage gewesen, mir das Zimmer noch genauer anzuschauen.
Es gab wirklich nichts Besonderes darin. Alles war irgendwie praktisch – bis auf eine Tatsache, die an der Wand hing. Das war der ovale Spiegel mit seiner dunklen Fläche und dem mit Blattgold verzierten Holzrahmen. Er war mir schon beim Eintreten aufgefallen.
Für meinen Geschmack paßte er nicht in das Zimmer. Er wirkte wie ein Fremdkörper auf mich.
Nun gehöre ich zu den Menschen, die gerade mit Spiegeln ihre Erfahrungen gesammelt hatten. Mehrmals schon hatte ich ihre magische Bestimmung erlebt und mitbekommen, wie durch einen Spiegel Verbindungen zwischen verschiedenen Welten oder Dimensionen hergestellt werden konnten, zuletzt noch bei Doktor Doll, einem Monstrum aus der Märchenwelt. Er hatte ebenfalls einen Spiegel benutzt, um Dimensionsgrenzen zu überschreiten. Ich konnte mir vorstellen, daß ähnliches auch bei diesem geschah, aber ich wollte noch nicht direkt fragen.
Die etwas zu dunkle Fläche kam mir schon seltsam vor. Entweder war sie tatsächlich so dunkel, oder es lag daran, daß der Lichtschimmer sie nicht erreichte.
Einige helle Reflexe waren schon auf ihr zu sehen, nur strahlten sie nicht hart zurück, sondern wurden teilweise sogar von der Fläche aufgesaugt, als bestünde sie aus einer weichen Masse.
Marion Bates hatte mich schon gesehen und fand es gar nicht gut, daß ich den Spiegel so intensiv betrachtete. »Was wollen Sie von meinem Spiegel?« fragte sie patzig.
»Nichts, wirklich nichts. Er gefällt mir nur.«
»Das braucht er nicht.«
»Gehört er denn dir?«
»Ja, es ist meiner.«
»Ein Geschenk ihres Vaters!« klärte mich Ellen auf.

»Ah, so ist das? Wann war das denn?«

»Kurz bevor wir uns trennten. Vor etwa zwei Jahren. Unsere Ehe war nicht gut, wir waren zu verschieden. Da haben zwei Individualisten geheiratet, die eigentlich hätten allein bleiben sollen. Aber lassen wir das. Es war für uns alle keine gute Zeit. Vorbei ist vorbei.«

»Ich habe Daddy gemocht!« protestierte Marion.

»Ja, das weiß ich.« Ellen nickte. Ihr war das Thema unangenehm.

»Aber sollen wir in Mr. Sinclairs Beisein jetzt darüber sprechen? Das haben wir schon oft genug getan. Das hier ist wirklich nicht der richtige Zeitpunkt, finde ich.«

»Das habe ich auch nicht hören wollen«, wiegelte ich ab, obwohl ich gewisse Dinge schon behalten hatte. »Mir geht es eben um den Spiegel, den ich im übrigen sehr schön finde. Er ist ungewöhnlich, nicht nur wegen seines Blattgoldrahmens, sondern auch wegen seiner Fläche.«

»Wieso das denn?« fragte das Mädchen vom Bett her, und seine Stimme klang lauernd.

Ich schaute kurz zu ihr hinüber. Sie saß dort gespannt, als wollte sie jeden Moment aufspringen. »Der Spiegel hat etwas an sich, das man schlecht in Worte kleiden kann. Es ist aber genau zu spüren, wirklich. Ich merke es immer deutlicher.«

»Meinen Sie?« flüsterte Ellen.

»Bestimmt.«

»Aber was soll er denn haben? Für mich ist der Spiegel nichts anderes als ein Stück Erinnerung an meinen verflossenen Mann. Ich wollte ihn gar nicht haben, aber Marion war nicht zu bremsen. Sie hat darauf bestanden, den Spiegel zu bekommen.«

»Ich liebe ihn auch!« rief das Mädchen.

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte ich. »Spiegel haben oft etwas Geheimnisvolles an sich. Wenn man hineinschaut, kann man das Gefühl haben, in eine andere Welt oder aber einfach nur hinter die normalen Dinge zu schauen.«

»Ja…?«

Marion hatte nur dieses eine Wort gesagt. Aber die Dehnung darin war für mich so etwas wie eine Warnung gewesen. Sie schien zu ahnen, daß ich der eigentlichen Wahrheit auf der Spur war, was ihr natürlich nicht passen konnte.

»Bestimmt.«

»Kennen Sie sich aus, Mister?«

»Ein wenig schon. Zudem liebe ich Spiegel, gerade diese außer-und ungewöhnlichen.«

»Er ist normal, Mister. Er ist völlig normal. Ich benutze ihn, wenn ich morgens aufstehe und mein Haar durchkämme. Dann stelle ich mich vor ihn.«

»Würde ich an deiner Stelle auch tun, Marion«, sagte ich. Bevor sie protestieren konnte, war ich so dicht an den Spiegel herangetreten, um nur die Hand ausstrecken zu müssen, dann glitten meine Finger über die Fläche hinweg.

Ich spürte sie genau. Die Fläche war nicht ungewöhnlich. Sie hatte die Härte der handelsüblichen Spiegel. Nichts ließ sich eindrücken, alles war stabil. Trotzdem regte sich das Mädchen auf, als es sah, daß ich den Spiegel berührte.

»Laß ihn los!« keifte Marion. Sie schnellte jetzt hoch, um auf mich zuzulaufen, aber im Weg stand ihr Ellen, die blitzartig zupackte und ihre Tochter festhielt.

»Was ist denn mir dir, Kind? Meine Güte, du bist ja wie besessen!«

Marion stemmte sich gegen den Griff. Sie wollte sich mit aller Gewalt loszerren. Sie war wütend. Sie keuchte, sie trampelte, und ihre Mutter hatte große Mühe, sie zu bändigen.

Ich war wieder zurückgetreten. »Ist ja schon gut, Marion, ist ja schon gut. Sorry.«

Das Mädchen erschlaffte. Ellen ließ ihre Tochter los. Durch die wilden Bewegungen hatte sich das Haar gelöst, das bisher durch die Schleife festgehalten worden war. Wie ein blonder Wall reichte es bis auf die Schultern. »Er soll verschwinden. Das ist mein Spiegel. Er hat nichts daran zu suchen, Mummy, verstanden?«

»Ja, du hast laut genug gesprochen. Nur begreife ich nicht, was das soll. Ist dieser Spiegel denn ein Heiligtum oder…?«

»Ich habe ihn von Dad bekommen.«

»Das bestreitet niemand. Aber deshalb brauchst du dich doch nicht so anzustellen.«

Marion funkelte ihre Mutter an und trat mit dem Fuß auf. »Es ist das einzige, was mir von meinem Vater geblieben ist. Abgesehen von der Erinnerung und einigen Fotos. Ich will nicht, daß ein Fremder diesen Spiegel berührt, auch wenn dieser Typ ein Bekannter von dir ist. Hast du gehört, Mummy?«

»Ja, du hast laut genug geredet, Marion. Aber ich muß auch sagen, daß ich mich für dich schäme. Was soll mein Gast von einem Mädchen halten, das sich derart aufführt? Du hast dich wie eine Furie benommen. Es gab keinen Grund, so überzogen zu reagieren; das finde ich wirklich nicht gut.«

»Es ist mein Spiegel!«

»Das bestreitet auch keiner. Es ist auch dein Stuhl, dein Regal, dein Bett, aber deshalb darf man es doch anfassen.« Mutter und Tochter standen sich gegenüber wie Kampfhennen, aber sie sprachen bereits wieder ruhiger.

Auf mich achteten sie nicht. Ich war froh, daß ich in Ruhe gelassen wurde, so konnte ich meinen zweiten Test in die Tat umsetzen. Für

mich stand fest, daß dieser Spiegel, der zwar so normal aussah, nicht so normal war. Da steckte einfach mehr dahinter. Er mußte eben ein »besonderes« Geschenk des Vaters sein, und mich wollte der Gedanke nicht loslassen, daß ich mit Spiegeln schon gewisse Erfahrungen gesammelt hatte, deshalb war meine Reaktion auch nicht überzogen.

Die beiden stritten noch immer. Ich bekam Zeit, das Kreuz hervorzuholen. Es lag normal auf meiner Handfläche. Nichts zeigte an, daß sich in meiner unmittelbaren und sichtbaren Umgebung eine Gefahr aufhielt, aber das konnte sich rasch ändern.

Die rechte Hand mit dem Kreuz näherte sich dem Spiegel. Ich wollte mich nicht hektisch bewegen, um nicht aufzufallen, doch ich fiel auf. Es mochte Zufall sein, daß Marion gerade in diesem Augenblick den Kopf drehte und meine Bewegung mitbekam.

Das Mädchen riß den Mund auf. Es wollte schreien, aber das Entsetzen war zu groß. Der Schrei blieb ihr in der Kehle stecken. Marion müßte erleben, das hier etwas geschah, mit dem sie nicht mal im Traum gerechnet hatte.

Das Kreuz berührte die Fläche.

Und genau in diesem Augenblick geschah es.

Wir alle hörten die Schreie!

***

Es waren schrille Laute, die an unsere Ohren drangen. Und sie waren von einer Person ausgestoßen worden, die wir nicht zu Gesicht bekamen. Sie hielt sich irgendwo im Unsichtbaren verborgen, aber sie mußte den Kontakt sehr genau gespürt haben, der über den Spiegel hinweg zwischen ihr und dem Kreuz hergestellt worden war.

Die Schreie klangen fern und trotzdem nah. Sie durchschnitten die Stille des Zimmers, und ich starrte auf die Fläche, weil ich hoffte, daß sich dort etwas bewegte, um sich auch auf der Fläche abzuzeichnen. Ein Gesicht oder zumindest ein Umriß, aber ich sah nichts.

Ich hörte nur die Schreie, und auch die Fläche veränderte sich nicht. Obwohl das Kreuz sie berührte, huschten keine Strahlen über das Oval hinweg, um den Spiegel eventuell mit einem Muster aus Fäden zu bedecken, so daß die Fläche schließlich zerbrach.

Er blieb normal…

Die Schreie hielten an. In der Ferne gellten sie auf. Vielleicht in einer anderen Welt oder anderen Dimension. Nicht nur ich bekam sie mit, auch Mutter und Tochter hörten sie, wobei Ellen verwunderter und auch entsetzter war als Marion, die es nicht mehr auf ihrem Platz hielt. Auch ihre Mutter schaffte es nicht, sie festzuhalten.

Sie startete wie eine Furie und rannte auf mich zu, als wollte sie mich zu Boden rammen. »Nimm es weg!« keuchte sie. »Nimm das verdammte Ding da weg!«

Bevor sie sich gegen mich werfen konnte, hatte ich meine rechte Hand zurückgezogen.

Sofort verstummten die Schreie.

Mit dem linken Arm wollte ich Marion abfangen, was nicht nötig war, denn mitten im Lauf drehte sie sich und stellte sich schützend vor ihren Spiegel, wobei sie die Arme ausgebreitet hatte.

»Nein, nein! Das – das darf nicht sein. Sie müssen den Spiegel in Ruhe lassen. Er gehört mir. Ich will nicht, daß sie ihn noch einmal berühren.«

Ich schaute in ihr Gesicht, das hochrot angelaufen war. Marion stand unter einem gewaltigen Streß. Sie holte mit offenem Mund Luft, die Augen hatte sie verdreht, und das Keuchen hörte sich an wie die Geräuschkulisse einer alten Dampfmaschine.

Ellen Bates hatte sich setzen müssen. Sie hockte steif am Schreibtisch ihrer Tochter und starrte ins Leere. Sicherlich dachte sie ebenso über die Schreie nach wie ich, aber im Gegensatz zu mir war sie nicht in der Lage, eine Frage zu stellen.

»War das Caroline, die geschrien hat?«

Marion gab mir keine Antwort. Sie hatte nur die Arme gehoben, um ihren Spiegel zu schützen, was sie nicht ganz schaffte, dafür hing er einfach zu hoch.

»War das Caroline?« fragte ich.

»Geh weg!« keuchte sie.

»Also doch!«

»Raus aus meinem Zimmer!« brüllte das Kind.

»Sicher, Marion, wir werden gehen«, sagte ich mit ruhiger Stimme.

»Aber ich möchte trotzdem wissen, ob wir die Schreie einer gewissen Caroline gehört haben.«

»Ich habe nichts gehört!«

»Warum lügst du?«

Ellen Bates stand auf. Sie kam langsam auf uns zu. Ihre Tochter drehte den Kopf. Der Ausdruck in ihrem Gesicht war unsicher geworden. Ellen holte Luft. »Mr. Sinclair hat dir eine Frage gestellt, Tochter, und ich möchte, daß du sie ihm beantwortest. Auch ich will eine Antwort hören. Wir alle haben die Schreie vernommen. Jetzt frage ich dich noch einmal. Ist das Caroline gewesen, die geschrien hat?«

»Ich habe nichts gehört!«

Ellen schloß die Augen, öffnete sie schnell wieder, verdrehte sie und schaute mich dann an. »Ich weiß nicht mehr, was ich noch machen soll, Mr. Sinclair. Warum lügt dieses Kind? Es ist nicht taub. Wir haben beide die Schreie gehört, aber Marion will sie nicht vernommen haben. Das ist doch mehr als merkwürdig.«

»Stimmt.«

»Und was sollen wir jetzt tun? So schlimm war es noch nie. Ich habe sie nur sprechen, aber niemals schreien hören. Eins weiß ich genau. Es ist nicht Marion gewesen, die geschrien hat.«

»Da haben Sie recht.«

»Also Caroline.«

»Ja.«

Auf die nächste Frage, die zwangsläufig kommen mußte, mußte ich ebenfalls keine Antwort. »Und wo ist diese Person, Mr. Sinclair?«

Ich hob die Schultern.

Damit gab sich Ellen Bates nicht zufrieden. »Sie wissen es, Mr. Sinclair. Sie wissen es ebenso wie ich. Aber wir trauen uns nur nicht, es zu sagen.«

»Es ist möglich.«

Ellen deutete auf die Spiegelfläche. »Wir sind hier zu dritt. Und wir drei haben gehört, daß die Schreie aus dem Spiegel gedrungen sind. Das mußt du aber bestätigen, Marion.«

Das Mädchen schwieg. Er hielt den Kopf gesenkt. Hinter der Stirn kreisten bestimmt keine positiven Gedanken, denn dann hätte sie anders ausgesehen, nicht so finster.

»Sie wird Ihnen keine Antwort geben wollen«, sagte ich. »Deshalb brauchen Sie sie nicht erst zu fragen, Mrs. Bates.«

»Das ist doch nicht akzeptabel, Mr. Sinclair. Wir brauchen eine Antwort, oder wollen Sie diesen unheimlichen Vorgang einfach so hinnehmen und nichts dagegen tun?«

»Das nicht. Wir stehen erst am Anfang. Und alles hängt mit diesem Spiegel zusammen.«

Beim Wort Spiegel hatte Marion aufgeschaut. Entspannt hatte sich ihr Gesicht nicht, und als sie sprach, da knurrte sie beinahe schon.

»Der Spiegel gehört mir. Mein Vater hat ihn mir geschenkt. Ich lasse es nicht zu, daß ihr ihn berührt, habt ihr verstanden? Ich will es einfach nicht zulassen. Es ist mein Spiegel.«

»Das soll er auch bleiben, Kind.« Ellen zeigte sich kompromißbereit. »Aber du hast doch selbst erlebt, daß er nicht in Ordnung ist.«

»Für mich ist er okay.«

»Das mag ja alles sein, aber für uns ist er nicht okay. Wir haben die Schreie eines Menschen gehört, und ich bin davon überzeugt, daß es Caroline gewesen ist. Jene Caroline, mit der du schon oft genug gesprochen hast, deren Existenz du allerdings abstreitest. Da liege ich doch richtig, nicht wahr?«

»Es ist mein Spiegel!«

»Ja, ja, ich weiß es. Der Spiegel soll auch weiterhin dir gehören. Es schließt nicht aus, daß er nicht normal ist. So etwas gibt es nicht. Ich Habe John Sinclair ja nicht grundlos kommen lassen.«

»Ich bin mit ihm glücklich.«

»Sollst du auch weiterhin bleiben, Kind. Aber unter einer Bedingung.« Sie sprach weiter, als Marion hochschaute. »Mr. Sinclair und ich möchten von dir wissen, wer Caroline ist. Das wirst du uns doch erzählen können.«

»Nein!« Das Mädchen blieb stur.

»Aber wir haben doch die Schreie gehört. Du ebenfalls, Marion.«

»Ich? Nein…«

Ellen lief rot an. Sie fühlte sich von ihrer Tochter auf den Arm genommen und machte in ihrer Wut auch einen hilflosen Eindruck.

Davon zeugte auch der Blick, den sie mir zuwarf. Sie wollte, daß ich etwas tat, doch es war schwer für mich, gegenüber diesem verstockten Kind den richtigen Ton zu treffen.

»Sollen wir nicht nach nebenan gehen und dort versuchen, in aller Ruhe zu sprechen?« schlug ich vor.

Marion schaute mich nicht einmal an, als sie sagte: »Nein, ich will ins Bett.«

»Gut, dann geh!«

Mutter und Tochter waren überrascht und nicht mal fähig, einen Kommentar abzugeben. Sie wunderten sich nur und schauten zu, wie ich durch die offene Tür in den Nebenraum ging.

Zuerst zögerte Ellen Bates noch, dann aber kam sie mir nach und hatte kaum das Zimmer ihrer Tochter verlassen, als diese die Tür heftig zuknallte.

Ellen schrak zusammen. Sie wollte herumfahren, um Marion Bescheid zu geben, ich aber winkte ab. »Lassen Sie es, Mrs. Bates. Das hat keinen Sinn.«

Sie sprach mit schwerer Stimme. »Dann wollen Sie meiner Tochter nachgeben, Mr. Sinclair?«

»Das sieht nur so aus«, sagte ich. »Es ist nur ein taktischer Rückzug, mehr nicht.«

»Na ja, ich weiß nicht.« Sie schaute auf die Uhr. »Fast halb eins. Ich weiß nicht, was das noch alles werden soll. Jetzt brauche ich einen Schluck, Sie auch?«

»Ich nehme auch einen Whisky.«

Ellen Bates schenkte ein. Sie atmete noch immer heftig, als sie mir das Glas reichte. »Ich habe Sie hergebeten, damit Sie die Probleme lösen. Das ist nicht eingetreten. Wahrscheinlich sind sie noch größer geworden.«

»So würde ich das nicht sagen.«

»Wie denn?«

Ich blickte in die erstaunten Augen und lächelte. »Die Probleme haben sich verändert. Wir erleben sie jetzt spezifischer, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Eigentlich nicht so recht.«

»Dann will ich es Ihnen sagen, Mrs. Bates. Wir wissen zumindest, um was es geht. Um eine Person namens Caroline, und dieses Mädchen existiert, wenn auch nicht in einer für uns sichtbaren Welt, aber es gibt sie. Verborgen hinter dem Spiegel…«

Ellen trank einen Schluck. »Wissen Sie, wie sich das für mich anhört, Mr. Sinclair?«

»Ich kann es mir denken.«

Die Frau wurde konkreter. »Es hört sich an, als wären Sie dabei, mir ein Märchen zu erzählen. Ein Märchen, das aber in Wirklichkeit keines ist, denn wir spielen eine Hauptrolle in dieser ungewöhnlichen Geschichte.«

»Da könnten Sie recht haben.«

Als ich getrunken hatte, stellte auch sie das Glas ab und hörte mir zu. »Ich will jetzt nicht groß spekulieren. Man darf auch nicht nach den Gründen fragen, aber sie haben mich ja nicht grundlos geholt, Mrs. Bates. Märchen sind es nicht, das müßten Sie schon wissen. Wir erleben hier einen konkreten Fall, auch wenn dieser sich etwas unwahrscheinlich anhört. Aber es gibt ihn. Es gibt ihn leider. Wir haben es hier mit einem Spiegel zu tun, und ich weiß, daß es Spiegel gibt, die nicht nur dazu da sind, um sich darin zu betrachten. Sie existieren auch, um gewisse Botschaften zu transportieren. Sie sind gewissermaßen Mittler zwischen den Welten.«

»Welten?« flüsterte sie und staunte dabei.

»Ja – oder Dimensionen.«

Ellen Bates runzelte die Stirn. »Jetzt ist es kein Märchen mehr, sondern schon Sciencefiction.«

»Nein oder ja. Akzeptieren Sie einfach, daß es außer der sichtbaren noch eine Welt gibt, die nicht sichtbar ist. Die jenseits der sichtbaren Ebene liegt.«

»Das Jenseits.«

»Auch, Mrs. Bates, aber nicht unbedingt. Es würde zu weit führen, wenn wir jetzt darüber diskutieren. Bleiben wir zunächst bei dem Spiegel. Er stellt die Verbindung zwischen den beiden Welten dar. So sehe ich das, so muß man es auch sehen, wenn ich all meine Erfahrungswerte eingebe. Denn ich habe nicht zum erstenmal mit einer Spiegelmagie zu tun. Da steckt mehr dahinter.«

»Das kann ich nicht nachvollziehen«, sagte sie leise, »aber ich habe mich entschlossen, Ihnen zu glauben.«

»Das finde ich wunderbar.«

Sie lachte nur. »Aber was machen wir jetzt?« fragte sie. »Wir müssen doch etwas unternehmen.«

»Klar, das werden wir auch. Darauf können Sie sich verlassen. Nur kann und darf man nichts überstürzen. Wir müssen behutsam zu Werke gehen. Sie werden mit Tatsachen konfrontiert werden, über die

Sie gar nicht mal nachdenken sollten. Nehmen Sie die Dinge, wie sie sind, und alles andere wird sich geben.«

»Das glauben Sie, Mr. Sinclair?«

»Warum denn nicht?« Ich lächelte etwas mokiert.

»Na ja, es geht um meine Tochter.«

»Eben.«

Ellen Bates staunte, weil ich mich wieder gesetzt hatte. »Was meinen Sie damit?«

»Marion wird uns auf die Spur bringen. Ob sie es nun will oder nicht. Verlassen Sie sich darauf.«

»Das denken Sie.« Auch Ellen setzte sich. »Aber Sie kennen den Dickkopf meiner Tochter nicht. Das heißt, ein wenig haben Sie ihn ja schon kennengelernt. Aber ich weiß, daß sie nicht aufgeben wird. Dieser Spiegel ist für sie wichtig. Er war es immer. Es ist ein Geschenk ihres Vaters, an dem sie sehr hängt.«

»Wobei wir beim Problem Nummer zwei wären, Mrs. Bates.«

»Wieso?«

»Ganz einfach. Der Vater hat ihr den Spiegel geschenkt. Ich kann mir vorstellen, daß er ein Abschiedsgeschenk gewesen ist. Oder liege ich da falsch?«

»Nein, liegen Sie nicht, Mr. Sinclair.«

»Wunderbar. Ihr Mann hat seiner Tochter einen Spiegel geschenkt. Warum? Wissen Sie das?«

»Nein. Er wollte ihr nur etwas hinterlassen.«

»Dann wissen Sie auch nicht, wo der Spiegel gekauft worden ist?«

»Nein, das weiß ich auch nicht«, sagte sie. »Er hat ihn eines Tages, praktisch am letzten Tag, an dem wir zusammen waren, mitgebracht, und Marion hat sich wahnsinnig darüber gefreut. Sie hat ihren Vater umarmt, sie hat geweint, sie hat gelacht. Ich schaute zu, und Sie können sich vorstellen, daß in mir die Eifersucht hochschnellte, aber ich mußte es akzeptieren.«

»Dann wissen Sie also gar nichts über den Spiegel.«

»So ist es.«

»Das ist schlecht«, gab ich zu. »Es wäre schon von Vorteil gewesen, hätten wir seinen Weg zurückverfolgen können. So aber stehen wir zwar nicht gerade vor dem Nichts, aber wir sind gezwungen, einen Umweg zu gehen. Und zwar einen über Ihren Mann.«

»Bitte?«

»Wie heißt er?«

»Tillman Bates.«

»Das ist selten.«

»Ja, zumindest sein Vorname. Seine Großmutter soll ihn ausgesucht haben, wie ich hörte.«

»Okay, weiter. Was ist Ihr Mann von Beruf?«

»Er ist Lehrer.«
»An einer Schule, die…«
»Moment, Moment, Mr. Sinclair. Mein Mann ist ein Privatgelehrter. Er gibt Gastvorlesungen. Man kann ihn engagieren, und er ist sehr gefragt.«
»Was lehrt er denn?«
»Philosophie und alte Geschichte. Das jedenfalls habe ich immer gehört, obwohl ich seine Vorlesungen nie besucht habe. Aber wir lebten als Ehepaar nicht hier, sondern in einem Haus. Eigentlich hatten wir dort keine Möbel gebraucht. Mein Mann war ein Bücherwurm. Ich weiß nicht, wie viele Bücher uns damals umgeben haben, aber zweitausend waren es sicherlich. Er war immer der Meinung, daß es zu einem Privatgelehrten gehörte, sich so mit Literatur einzudecken. Ich habe auch nichts darüber gesagt und ihn gelassen. Nur lebten wir aneinander vorbei.«
Ich hob die Schultern. »Das hört sich ziemlich normal an.«
»Normal?« Sie mußte lachen und bewegte dabei ihren gesamten Körper. »Ich kann nicht sagen, ob das normal ist. Es kam mir nicht so vor, denn ich brauche die Ansprache, ich muß mit einem Menschen reden und kann mich nicht vergraben.«
»Das verstehe ich. Aber ich möchte noch einmal auf Ihren geschiedenen Mann zurückkommen. Ist er nur seinem Beruf nachgegangen, oder hat er sich auch mit einem Hobby beschäftigt?«
Ellen schaute in ihr Glas, als könnte sie dort die Antwort ablesen.
Schließlich stimmte sie mir zu. »Das allerdings, Mr. Sinclair. Er hatte ein Hobby.«
»Welches?«
»Lachen Sie mich jetzt aus, wenn ich Ihnen darüber keine konkrete Auskunft geben kann.«
»Nein, ich werde mich hüten. Mußte er sein Hobby denn vor der Öffentlichkeit verstecken?«
Sie nickte mir zweimal zu. »Beinahe kommt es mir so vor. Er hat es verstecken müssen, denn er redete mit mir nicht darüber. Es ist irgendein Club gewesen, dem er sich angeschlossen hat.«
»Ein Geheimclub?«
»Darauf läuft es wohl hinaus«, murmelte sie. »Kein Männerclub, wie man ihn normalerweise kennt, wo sich die Leute ein- oder zweimal in der Woche treffen und ihr Bier trinken. Dieser Club war anders. Er war«, sie lachte jetzt auf, »tatsächlich geheim.«
»Sie kennen den Namen auch nicht?«
»So ist es.«
»Keine Spuren?«
»Das ist schwer. Hin und wieder mal eine flüchtige Bemerkung, das war auch alles.«

»Die Bemerkung würde mich interessieren. Haben Sie die eine oder andere noch behalten?«

»Er hat mal gesagt, daß er in den Tempel gehen will.«

Ich horchte auf. »Haben Sie wirklich das Wort Tempel gehört?«

»Das kann ich beschwören.«

»Und was haben Sie sich dabei gedacht, als sie es erfuhren? Haben Sie es geglaubt?«

»Nein oder ja? Ich – ich kam damit nicht zurecht, denn eine Kirche kann er nicht gemeint haben.«

»Warum nicht?«

»Mein Mann war nicht gläubig im christlichen Sinne. Er stand keiner der beiden großen Kirchen nahe. Der Tempel war also keine kirchliche Begegnungsstätte.«

»Okay, das habe ich akzeptiert, Mrs. Bates. Könnten Sie sich denn vorstellen, was er gemeint hat?«

»Nein«, erwiderte sie beinahe gequält, »das ist es ja.«

»Und Sie haben Tempel verstanden?«

»Klar, was sollte ich denn gehört haben?«

Ich lächelte etwas kantig. »Vielleicht auch den Begriff Templer, Mrs. Bates?«

Sie machte ein erstauntes Gesicht. »Nein«, sagte sie dann leise, »nein, das habe ich schon richtig verstanden. Er hat Tempel gesagt, nicht Templer. Auch wenn der Unterschied nicht groß ist, ich hätte ihn herausgehört.«

»Ja, das denke ich auch. Aber bleiben wir dabei. Sind Ihnen im Zusammenhang mit dem Begriff Tempel noch andere für Sie ungewöhnliche Begriffe aufgefallen, die Ihr Mann benutzte?«

»Nein.«

»Dann bleibt der Spiegel, den er möglicherweise aus dem Tempel geholt und seiner Tochter geschenkt hat. Ich sage das mal so, ohne die Wahrheit für mich gepachtet zu haben. Oder wissen Sie vielleicht jetzt mehr über die Herkunft?«

»Nein, mir ist nichts mehr eingefallen. Mein Mann hat sich da sehr zurückgehalten. Ich kann mich nur gut daran erinnern, wie begeistert meine Tochter gewesen ist, und ich denke auch, daß sie schon vorher über das Abschiedsgeschenk ihres Vaters Bescheid gewußt hat. Ja, das weiß ich sogar.«

»Hat Ihr Mann denn mal Kontakt mit seiner Tochter aufgenommen? Haben Sie ein Besuchsrecht vereinbart?«

»Überhaupt nicht, Mr. Sinclair.«

»Das ist in der Tat ungewöhnlich. Und Ihre Tochter hat nie darunter gelitten?«

»Nein.« Ellen Bates überlegte. Sie strich nachdenklich über das Haar hinweg. »Jetzt, wo Sie es sagen, Mr. Sinclair, berührt mich das schon.

Ich kann mich darüber wundern, denn Marion hat sehr an ihrem Vater gehangen, aber sie hat nie davon gesprochen, daß sie ihn sehen möchte. Wenn ich genauer darüber nachdenke, kam sie mir wie ein Kind vor, das eigentlich glücklich ist, weil es – schon Kontakt mit seinem Vater gehabt hat. Oder immer in einem Kontakt stand.«

»Möglicherweise durch den Spiegel?«

»Was weiß ich?« flüsterte sie. »Es war jedenfalls alles sehr seltsam, wenn ich es mir überlege. Marion hat nie nach ihrem Vater gefragt, aber oft über ihn gesprochen. Heute kann ich sagen, daß es sich für mich anhörte, als bestände zwischen ihr und ihrem Vater trotz allem noch ein Kontakt – weit über die Trennung hinaus.«

»Das vermute ich auch«, sagte ich. »Möglicherweise auf geistiger Ebene, die den Spiegel als Katalysator braucht, um den Kontakt herzustellen. Davon könnten wir ausgehen, und dort sollte ich den Hebel auch ansetzen.«

»Meinen Sie? Aber wie wollen Sie das bewerkstelligen?«

Ich deutete mit dem Zeigefinger auf die geschlossene Tür zu Marions Zimmer. »Der Spiegel ist wichtig. Wir haben erst einen kleinen Teil seines Geheimnisses gelüftet. Sie und ich hörten die Schreie. Es waren die Rufe einer Frau, eines Kindes, zumindest einer weiblichen Person, nicht die eines Mannes.«

»Meinen Sie damit Tillman?«

»Auf irgendeine Weise schon. Je mehr ich darüber nachdenke, um so größer wird meine Überzeugung, daß Marion und ihr Vater durch den Spiegel miteinander in Verbindung stehen. Wie auch immer, aber ich gehe davon aus. Und ich bin zudem der Meinung, daß er sie an seinen Geheimnissen hat teilhaben lassen. Marion weiß mehr, als sie zugibt. Davon bin ich überzeugt.«

»Ohne Beweise, Mr. Sinclair?«

»Die werden wir uns holen.«

»Wo? Hier?«

»Natürlich.« Ich stand auf. Die Frau verfolgte mich mit ihren Blicken und fragte dann: »Wollen Sie wieder zu Marion ins Zimmer?«

»Ich will es versuchen, und ich rechne damit, daß sie eingeschlafen ist. Zumindest haben wir sie nicht gehört. Oder ist Ihnen etwas aufgefallen?«

»Das nicht.«

»Wunderbar.« Ich hatte die Tür erreicht und legte mein Ohr gegen das Holz. Danach konzentrierte ich mich auf die Geräusche in dem anderen Raum und hielt das freie Ohr zu.

Es war nichts zu hören. Weder Marions noch Carolines Stimme, und das beruhigte mich etwas.

Ich erklärte es auch Mrs. Bates, die tief durchatmete. »Ich möchte aber nicht behaupten, daß alles in Ordnung ist«, sagte sie.

»Stimmt.«
»Dann werden Sie trotzdem hineingehen?«
»Ja, denn ich denke, daß diese Nacht und damit auch das Zimmer noch einige Überraschungen für uns bereit hält.«
»Mir reicht es allerdings schon jetzt.«
»Kann ich verstehen.« Während der Antwort hatte ich eine Hand auf die Klinke gelegt.
Weder innen noch außen steckte ein Schlüssel, die Tür hatte nicht abgeschlossen werden können. Trotzdem bekam ich dicht hinter ihr den Widerstand zu spüren. Marion war raffiniert gewesen, sie mußte einen Gegenstand von innen direkt an die Tür gestellt haben.
»Dieses kleine Biest«, murmelte ich.
»Was meinen Sie?«
Ich erklärte es Ellen, die nur den Kopf schüttelte und das Verhalten ihrer Tochter immer weniger begriff. Ich gab natürlich nicht auf und peilte durch den entstandenen Spalt.
Es gibt Menschen, die auch im Hellen schlafen konnten. Zu ihnen gehörte Marion Bates glücklicherweise, denn sie hatte das Licht ihrer Schreibtischleuchte brennen lassen, aber es etwas heruntergedimmt, so daß ein Teil des Zimmers in einer schwachen, aber geheimnisvollen Helligkeit lag, die sich wie ein zarter Schleier ausgebreitet hatte.
Ich gab etwas mehr Druck, rechnete auch damit, daß der Gegenstand hinter der Tür umkippte oder weggeschoben wurde, aber ich hörte nur ein leises Schaben. Für mich war es der Beweis, daß sich das Hindernis bewegte. Es war wohl einer der beiden Sessel.
Dem Frieden traute ich trotzdem nicht und blieb sehr vorsichtig.
Ich ließ den Spalt nur so breit wie möglich werden, so daß ich mich mit eingezogenem Bauch hindurchzwängen konnte und mich dazu noch bewegte wie ein Tänzer.
Durch die Konzentration war ich schon ins Schwitzen geraten und stand endlich im Zimmer. Mein Blick galt der Tür auf dieser Seite.
Himmel, was hatte ich ein Glück gehabt, denn auf der Sessellehne stand eine gläserne Vase auf der Kippe. Hätte ich die Tür und damit den Sessel noch weiter nach innen geschoben, wäre sie gefallen, denn sie bewegte sich leicht. Ich griff blitzschnell zu, nahm sie zwischen beide Hände und stellte sie ab. Dann erst stellte ich den Sessel an die andere Seite und öffnete die Tür so weit, daß Ellen Bates das Zimmer ihrer Tochter bequem betreten konnte, was sie auch tat.
Durch Zeichen machte ich ihr klar, welche beiden Hindernisse ich aus dem Weg geräumt hatte, und sie schüttelte nur den Kopf. Ich deutete ihr an, nahe der Tür stehenzubleiben, aber sie wollte nicht, denn sie blieb an meiner Seite.
Zugleich sahen wir das leere Bett!
Der Schreck packte uns beide. Ellen Bates öffnete den Mund, sie

wollte schreien, und ich preßte ihr sofort die Hand auf die Lippen.
Sie verdrehte die Augen, deutete mit einem Nicken allerdings an, daß sie begriffen hatte, deshalb gab ich sie frei.
»Wo ist Marion?« flüsterte sie. »Das Fenster ist geschlossen. Sie kann doch nicht…«
»Sie ist hier«, sagte ich ebenso leise.
»Wo denn?«
Ich hatte die Zwölfjährige bereits entdeckt. Auch wenn es unglaublich war, aber es stimmte.
Marion Bates schwebte zwischen Bett und Decke!

***

Nein, hier war kein David Copperfield am Werk, der durch seine genialen Tricks die Zuschauer zum Staunen brachte. Marion schwebte von allein in der Luft. Sie beherrschte plötzlich die Gabe der Levitation, und diese Szene erinnerte mich an den Film »Der Exorzist«, in dem das vom Teufel besessene Mädchen ebenfalls zwischen Bett und Decke geschwebt hatte.
Ellen konnte nicht reden. Dieser unheimliche Vorgang hatte ihr die Sprache verschlagen. Sie stand neben mir wie eingefroren. Sie staunte, sie zitterte aber nicht, sie war zu keiner Reaktion fähig, ihr starrer Blick galt einzig und allein ihrer Tochter, die auf so ungewöhnliche Art und Weise ihr Bett verlassen hatte.
Da auch wir beide nur sehr schwach atmeten und sich Marion ebenfalls zurückhielt, war es sehr still im Zimmer geworden. Ich gab Ellen durch ein Anlegen des Zeigefingers gegen meine Lippen zu verstehen, daß sie kein Wort sagen sollte. Mit der anderen zeigte ich an, wo sie am besten stehenblieb.
Sie nickte zum Zeichen, daß sie verstanden hatte.
Ich ging anschließend nach links, und zwar dorthin, wo an der Wand der ungewöhnliche Spiegel hing.
War seine Fläche tatsächlich düsterer und geheimnisvoller geworden, oder kam es mir nur so vor?
Ich konnte die Antwort nicht geben, es mochte auch an der Beleuchtung liegen, die den Spiegel nicht erreichte. Der hellere Rahmen hob sich deutlich ab, darin aber befand sich die dunkle Fläche wie ein finsterer, von einer Eiskruste bedeckter Teich, denn nichts auf der Fläche bewegte sich.
Es war auch nicht einfach für mich, zu erkennen, ob sich mein Spiegelbild überhaupt dort abzeichnete. Vielleicht als Schatten, aber nicht als heller Fleck, wie es der Fall hätte sein müssen.
Für mich stand fest, daß es eine Verbindung zwischen dem Spiegel und der schwebenden Marion Bates gab. Ich blickte noch einmal zu ihr hin und dachte daran, was passieren würde, wenn sie nach unten

fiel.

Sie würde genau auf das Bett fallen und nicht daneben, falls die Verbindung unterbrochen wurde.

Das Kreuz hatte ich mir nicht mehr umgehängt. Es steckte noch in meiner Jackentasche, und ich holte es wieder hervor. Der Spiegel stand jetzt unter einem voll aktivierten magischen Einfluß. Ich war gespannt darauf, was geschehen würde, wenn ich mit der Kraft meines Kreuzes dort einbrach. Ich konnte ihn zerstören, aber auch einen Blick in seine Welt dahinter hineinwerfen. Es war alles möglich.

»Was wollen Sie denn jetzt machen, Mr. Sinclair?«

Ich warf einen Blick über die Schulter. Ellen Bates stand da wie eine Figur auf der Stelle. Um ihre Augen herum leuchtete das Weiße. Ich sah es, als sie mich anstarrte.

»Warten Sie es ab!« hauchte ich.

»Was wird mit Marion?«

»Ihr wird nichts passieren.«

Sie hob die Schultern. Wie Ellen sah ich mir das Mädchen ebenfalls noch einmal an. Es hatte seinen Platz und auch seine Lage nicht verändert. Steif wie ein Brett stand oder schwebte sie über dem Bett, und es hatte sich auch für die Nacht noch nicht umgezogen, denn nach wie vor trug es das normale Kleid.

Meine Hand verschwand in der Tasche. Die Finger berührten das Metall des Kreuzes. Ich krümmte sie, um den Talisman hervorzuholen. Es hatte die ganz normale Körperwärme, nicht mehr, aber mein Vorsatz wurde ad absurdum geführt, als ich das Seufzen hörte.

Ich drehte mich.

Nicht zu Ellen Bates hin, sondern zu ihrer Tochter, denn sie hatte diesen Laut abgegeben.

Das Kreuz vergaß ich zunächst einmal, denn mir war klar, daß nun etwas passieren würde, das uns möglicherweise einen Schritt weiterbrachte.

Den Körper bewegte das schwebende Mädchen nicht, als es sprach. Bestimmt nur seine Lippe, aber das war nicht wichtig. Mich interessierten vielmehr die Worte, die Marion sprach.

»Caroline – Caroline, bist du da…?«

Ellen und ich wußten nicht, ob diese geheimnisvolle Person da war, aber wir schraken beide zusammen, als wir Marions Stimme hörten. Hinter mir flüsterte Ellen Worte, die ich nicht verstand, aber sie behielt die Nerven und hielt sich zurück.

Es passierte nichts. Die Worte waren verklungen wie ein geheimnisvolles Echo aus dem Geisterreich. Zwar war diese gewisse Caroline gerufen worden, doch sie meldete sich nicht aus ihrer Welt.

Nichts rührte sich im und am Spiegel. Die Fläche blieb dunkel, geheimnisvoll und rätselhaft. Dennoch war ich davon überzeugt, daß

dies nicht so bleiben würde. Etwas mußte einfach geschehen. Marion hatte den Namen der geheimnisvollen Freundin nicht grundlos geflüstert.

Es verging Zeit. Ich spürte erst jetzt, wie warm es in diesen vier Wänden war. Eine stickige Luft auf der einen Seite, aber auch mit einer ungewöhnlichen und mit normalen Meßgeräten nicht erfaßbaren Energie geladen. Es waren eben diese seltsamen Schwingungen, die nur von einer Kraft ausgesandt werden konnten, die jenseits unserer Sichtweite lag.

Eben in den anderen Welten, Reichen oder Dimensionen. Ich suchte so gut wie möglich jede Einzelheit des Körpers ab, denn ich wollte sehen, ob sich auch äußerlich etwas zeigte. Vielleicht eine Aura oder ein Ring, der die Konturen abzeichnete, aber da war nichts zu sehen.

Und doch gab es etwas in diesem Zimmer, das unerklärbar war.

Es stellte möglicherweise die Verbindung zwischen zwei Reichen dar, und selbst Ellen Bates merkte dies.

»Das ist alles so seltsam«, hauchte sie. »Ich komme nicht mehr zurecht, Mr. Sinclair…«

»Beiben Sie nur ruhig.«

»Das versuche ich…«

Wir schwiegen beide. Ich stand strategisch günstig. So konnte ich von meiner Position aus den Spiegel und auch die schwebende Marion Bates unter Kontrolle halten, um sofort zu reagieren, wenn sich bei einem von ihnen etwas tat.

Das war zwar nicht der Fall, aber immerhin war durch die flüsternde Stimme ein Anfang gemacht worden.

Und dann hörten wir sie wieder. Wie eine Botschaft, die zugleich einen Wunsch und einen Ruf nach Hilfe ausdrückte, wehte sie durch den Raum an unsere Ohren.

»Caroline, bitte, du darfst mich nicht im Stich lassen. Bitte!«

Diesmal hatten wir genau das Flehen verstanden. Die schwebende Marion war erregt, sie wollte endlich den Kontakt mit dieser geheimnisvollen Caroline bekommen.

Diesmal geschah es.

Aus dem linken Auge nahm ich die lautlose Bewegung wahr; sie stammte nicht von einem Menschen. Obwohl sie im Zimmer passierte, kam sie mir vor, als würde sie außerhalb ablaufen, denn sie geschah in der Spiegelfläche. Dort sah es so aus, als würde sie von der Rückseite her etwas in die Fläche hineinpressen, aber die beulte sich nicht nach vorn hin aus, auch wenn es für einen Moment den Schein gehabt hatte.

Die Fläche blieb flach. Und das, was auf ihr immer deutlicher hervortrat, erinnerte mich sehr an ein sehr naturalistisches Gemälde.

Es entstand ein Gesicht.

Ein Frauengesicht.

Dunkle Haare, eine im Gegensatz zu Marion auch dunklere Haut, obwohl sie einer Weißen gehörte. Es mochte auch an der dunklen Umgebung des Spiegels liegen, daß dieses neue Gesicht so finster wirkte. Oder waren es die Augen, die schwarz waren und zugleich in einem düsteren Rot glommen?

Ich hatte einige Vergleiche zur Auswahl und mußte mir zunächst eingestehen, daß mir das Gesicht puppenhaft vorkam. Möglicherweise erinnerte mich auch die Farbe der Haut an die einer Puppe und nicht so sehr an die eines Menschen.

Interessant war es schon, denn jetzt wußten Ellen und ich, wie diese geheimnisvolle Caroline aussah. Keine andere als sie zeigte sich in der Spiegelfläche, um ihre Freundin Marion zu begrüßen.

»Caroline…?« Diesmal schwang Hoffnung in der Frage mit. Marion schien eine Antwort erhalten zu haben. Wie sonst hätte sie ihren Körper bewegen können?

Er blieb steif, als er nach unten hin wegkippte. Bisher hatte Marion in der Waagerechten über dem Bett geschwebt. Nun war sie dabei, daraus eine senkrechte Haltung einzunehmen, und ihre Füße näherten sich immer mehr dem Bett.

Noch hatten sie die Matratze nicht erreicht und schwebten leicht darüber, doch es fehlte der allerletzte Ruck, um Marion Standfestigkeit zu geben. Plötzlich zuckte sie nach unten. Sie hatte Kontakt.

Marion stand auf dem Bett, und ich bewegte mich behutsam zurück, um sie nicht zu behindern, wenn sie das Bett verließ, um auf den Spiegel zuzugehen.

Neben Ellen Bates blieb ich stehen. Nur mühsam bewahrte die Frau die Beherrschung. Sie wirkte wie jemand, der zwar etwas Bestimmtes sieht, dies aber nicht akzeptieren will, weil es einfach nicht in seine Welt hineinpaßte.

Zum Glück sprach sie nicht, so daß ihre Tochter nicht gestört wurde, die sich von nun an bewegte wie eine Schlafwandlerin. Mit einer Sicherheit, die überraschte. Sie hatte den Fußboden neben dem Tisch erreicht, drehte sich und ging die ersten Schritte vor, wobei sie einem kleinen Tisch mit traumwandlerischer Sicherheit auswich, der in der Nähe stand.

Zwar hatte sie den unmittelbaren Bereich der Lampe verlassen, es war uns aber trotzdem möglich, noch ihr Gesicht zu sehen. Das zeigte keine Angst, keine Furcht vor dem Neuen, Rätselhaften, es war einfach nur glatt, und uns fielen auch die geöffneten Augen auf, obwohl kein Leben in den Augen stand und sie starr nach vorn glotzten.

In vielen Karikaturen werden Schlafwandler immer auf eine bestimmte Art dargestellt.

Die Arme erhoben und vorgestreckt. Sie jedoch, Marion Bates, ging

ganz normal, die Arme hingen zu beiden Seiten des Körpers herab und pendelten beim Laufen nicht mit.

Ihr Ziel war der dunkle Spiegel im Blattgoldrahmen und damit auch die rätselhafte Caroline.

»Wollen Sie denn nichts tun, Mr. Sinclair?« zischelte Ellen Bates neben mir.

»Nein, ich werde sie nicht aufwecken.«

»Das meine ich nicht. Sie wird in ihr Unglück laufen.«

»Abwarten. Tun Sie nichts, was Ihre Tochter stören oder aus dem Gleichgewicht bringen könnte. So etwas kann fatale Folgen haben, da sollten sie an Ihr Kind denken.«

Sie nickte nur.

Marion hatte die Hälfte des Wegs hinter sich gebracht. Ganz am Rande fiel mir auf, daß die Schleife wieder in ihrem Haar steckte, als hätte sich Marion für einen bestimmten Besuch vorbereitet.

Sie behielt die Richtung bei. Und sie hätte zumindest unsere Schattenrisse nahe der Tür sehen müssen, aber darum kümmerte sich die Zwölfjährige nicht.

Ihr Interesse galt einzig und allein dem Spiegel, der nun zu einem düsteren Gemälde geworden war, denn trotz der hellen und starren Haut gab Caroline eine düstere Aura ab, die auch ich spürte.

»Gleich ist sie da, Mr. Sinclair…?«

»Tun Sie nichts.«

Ellen tat auch nichts, aber ich hörte sie schon schwer atmen, wie jemand, der kurz vor dem Weinkrampf steht.

Es war am besten, wenn wir warteten, und wir schauten auch zu, wie Marion den letzten Schritt in Angriff nahm. Ebenso steif wie den ersten, dann aber stoppte sie.

Jetzt stand sie dicht vor dem Bild, starrte es an.

Beide wußten wir nicht, ob sie es überhaupt sah oder ob sie nur fühlte, daß sich dort etwas abzeichnete, doch als sie den Namen der anderen aussprach, da klang ihre Stimme plötzlich weich, als wäre sie heilfroh darüber, das Ziel erreicht zu haben. Weich und auch erleichtert.

»Caroline – endlich!«

Ich lauerte auf die Antwort aus dem Bild. Dabei konzentrierte ich mich auf den kleinen Mund, aber es war nichts zu hören.

»Willst du mir von Dad erzählen?« Diese Frage überraschte Ellen mehr als mich. Ich hörte sie leise aufschreien und drehte mich. Die Frau ging zurück. Sie preßte sich gegen die Wand und drückte auch ihre Hand gegen die Lippen, als wollte sie ihre eigenen Worte sofort stoppen.

Als sie meinen schon hypnotischen Blick sah, deutete sie ein Nicken an, und ihre Hand sank nach unten. Nur einen scharfen Atemzug

saugte sie ein.

»Geht es dir gut? Hat er dir etwas für mich mit auf den Weg gegeben? Bitte…?«

Das Mädchengesicht im Spiegel verzog sich zu einem Lächeln.

Dann bewegte sich der Mund, aber wir hörten nichts. Dabei war ich sicher, daß Worte gesprochen wurden, nur zu leise für die Ohren der Menschen, die zu weit entfernt standen.

Jetzt lächelte Marion. Sie hatte die Antwort verstanden. »Ja, das ist gut, Caroline.« Sie legte eine Pause ein, und ich ärgerte mich darüber, daß ich die Worte nicht gehört hatte. Es war einfach ein Fehler, daß ich zu weit vom Spiegel entfernt stand, und deshalb entschloß ich mich, näher an ihn heranzugehen, wobei ich darauf achtete, so gut wie kein Geräusch zu machen.

Zum Glück stellte mir Ellen Bates keine Fragen, und ich kam näher an Marion heran, stoppte aber, als sie wieder ihren Mund bewegte und sprach: »Du kannst ihm bestellen, daß ich ihn lieb habe und sehr traurig bin, weil ich mich ohne ihn so allein fühle. Ich wäre gern bei ihm, das sage ihm ruhig. Ja. Tust du das?«

Wieder bewegte Caroline die Lippen, aber die Antwort verstand ich abermals nicht.

»Wann bringst du mich denn zu ihm? Wann…?«

Ich ging noch einen Schritt auf den Spiegel zu.

Die Antwort wurde gegeben, nur anders, als ich es mir vorgestellt hatte.

Plötzlich löste sich die rechte Hand aus dem Spiegel. Sie griff so schnell zu, daß ich es mit den Augen kaum verfolgen konnte. Hätte Caroline dabei den Arm gereckt, so hätte sie auch mich erreichen können, aber das wollte sie nicht. Für sie war Marion wichtiger, deren Gelenk sie umklammert hielt.

In dieser einen Sekunde, in der ich die Szene mitbekam, stand ich wie erstarrt vor dem Spiegel. Dann aber kehrte das Leben zurück, es war der harte Adrenalinstoß, der mich durchzuckte und auch dafür sorgte, daß ich endlich reagierte.

Ich wuchtete mich auf den Spiegel zu. Gleichzeitig wurde auch Marion Bates von ihrem Platz gezerrt. Wenn mich nicht alles täuschte, schwebte sie sogar über dem Boden, so hart und klammernd war der Griff dieser fremden Person gewesen.

Ich wußte, daß Caroline ihre Freundin in die andere Welt zerren wollte. Alles war mir klar, ich wußte ferner auch, daß ich sie nur mit dem Einsatz meines Kreuzes stoppen konnte, aber ich hatte Caroline unterschätzt.

Bevor ich das Kreuz als Gegenwaffe einsetzen konnte, fauchte mir aus dem Spiegel oder dem aufzuckenden Maul etwas entgegen, das mich wie ein Feuerstrom erwischte. Ich schaffte es nicht mehr, den

Kopf rasch genug zur Seite zu bringen. Etwas rann heiß über meine Haut hinweg, und in einem Reflex brach ich vor dem Spiegel in die Knie. Durch die eigene Wuchte kippte ich nach vorn, prallte mit der Schulter gegen die Wand unter dem Spiegel, hörte einen verzweifelten Schrei, und als ich mich wieder in das Zimmer wälzte, um sofort auf die Füße zu schnellen, da sah ich weder Caroline noch Marion.

Beide waren verschwunden.. Die eine hatte die andere geholt, und ich hatte versagt!

***

Daran hatte ich zu knacken. Unbeweglich stand ich vor dem verdammten Oval mit der dunklen Fläche und wußte nicht, ob ich explodieren oder aufgeben sollte. Ich starrte nur gegen dieses düstere und matte Etwas, während sich mein Gehirn leer anfühlte.

Plötzlich wurde es hell im Zimmer. Ellen Bates hatte das Deckenlicht eingeschaltet. Ich zwinkerte, drehte mich um und sah die Frau neben dem Lichtschalter stehen. Sie war nur mehr ein zittriges Bündel. Wenn sie Luft holte und atmete, hechelte sie nur noch, wobei es mir vorkam, als wollte sie zugleich sprechen.

Ich mußte zu ihr gehen, denn es stand zu befürchten, daß sie zusammenbrach. Die rechte Handfläche lehnte ich gegen ihre Schulter und drückte den Körper gegen die Wand neben der Tür. Das Gesicht war schweißnaß. Aus den Augen sickerten Tränen. Es war besser, wenn ich sie aus dem Zimmer brachte, ließ die Tür aber offen und führte sie in den Wohnraum, wo noch immer der Whisky in den Gläsern schimmerte. In meinem mehr als in ihrem.

Ich gab Ellen einen Schluck zu trinken. Sie hustete danach, aber ihr Gesicht bekam ein wenig Farbe. Erst als sie saß, schien sie überhaupt zu merken, wo sie sich befand, und sie schaute sich etwas verwundert um. Dann sah sie mich, und mit meinem Anblick kehrte bei ihr auch die Erinnerung zurück.

»Nein, nein, nein!« Das erste Wort hatte sie leise gesprochen, das zweite schon lauter, und das dritte hatte sie förmlich aus dem Hals geschrien. Dann klammerte sie sich an meinen Jackettschößen fest.

»Sagen Sie, daß es nicht wahr ist, daß es nicht stimmt. Verdammt noch mal, sagen Sie das!«

Ich konnte es nicht. Ich brachte es nicht übers Herz, die Frau zu belügen, hob die Schultern, und diese Geste begriff sie bereits als Antwort.

»Dann ist Marion doch weg, Mr. Sinclair?«

»Leider.«

»Und ich habe nichts geträumt?«

»Nein. Ebensowenig wie ich.« Die Nachwirkungen merkte ich noch, denn an der Stirn fühlte sich meine Haut etwas verbrannt an, und

auch einige Haarspitzen waren verkohlt.
Ellen Bates litt unter meiner Antwort. Sie brauchte eine Weile, um mit der Lage zurechtzukommen, die so völlig neu für sie war. Nicht allein, daß ihre Tochter so plötzlich verschwunden war, es ging auch noch um das Wie. Sie hatte ja nicht das Fenster geöffnet, um in die dunkle Nacht zu klettern. Nein, jemand hatte sie geholt. Ein Wesen, aus einem Spiegel kommend, vielleicht jemand, der schon längst nicht mehr unter den Lebenden weilte, und das zu fassen, war so gut wie unmöglich und kaum zu begreifen. Erst recht nicht für eine Frau wie Ellen Bates, die normalerweise mit beiden Beinen im Leben stand und mit dämonischen und magischen Dingen nichts am Hut hatte. Das war eben der Schock, unter dem sie litt, und sie hatte mein vollstes Verständnis.
Sich damit abzufinden, daß ihre Tochter vorläufig verschwunden war, würde verdammt schwer für sie werden. Mit einer müden Bewegung hob sie den Kopf an, um mich anzuschauen, und sie fragte mich mit einer ebenso müden Stimme: »Was soll ich denn jetzt tun, Mr. Sinclair?«
»So schlimm es sich auch anhört, Mrs. Bates, aber vorläufig tun sie bitte nichts.«
Sie nickte. Sie wirkte apathisch. Ihr Blick war leer. Aber sie hatte durch das Nicken bestimmt keine Übereinstimmung demonstriert, davon ging ich ebenfalls aus. Es war nur eine leere Geste gewesen, mehr auf keinen Fall. Ellen Bates stand unter einem Schock, aber sie war noch in der Lage, nachzudenken und gewissen Vorgänge zu rekonstruieren.
»Caroline hat meine Tochter Marion geholt. Einfach so«, sprach sie vor sich hin und hob die Schultern. »Mein Gott, warum hat sie es getan, und wo befindet sich Marion jetzt?«
»Ich weiß es leider nicht.«
»Sie ist zusammen mit Caroline, nicht?«
»Das können wir annehmen.«
Ellen räusperte sich. Die nächste Frage fiel ihr schwer. Während sie sprach, krampfte sie immer wieder die Hände zusammen und ließ sie schließlich auch geschlossen. »Glauben Sie – glauben Sie, Mr. Sinclair, daß mein Kind tot ist?«
Ich hatte befürchtet, daß sie mich dies fragen würde, und sie erhielt von mir auch eine ehrliche Antwort. »Nein, Mrs. Bates, das glaube ich wirklich nicht.«
»Aber wo ist sie dann?«
»Bei Caroline.«
»Das will ich nicht wissen, Mr. Sinclair, ich will wissen, wo sie sind, verstehen Sie? Mir ist der Gedanke gekommen, daß meine Tochter mit einer Toten gesprochen hat. Oder liege ich da falsch, Mr. Sinclair? Sie

glauben doch auch, daß diese Caroline tot war, nicht?«

»Ich kann es Ihnen nicht mit Sicherheit sagen, Mrs. Bates.«

Sie hob die Arme an und krümmte die Finger. Damit fuchtelte sie durch die Luft wie jemand, der irgendwo Halt sucht. »Aber was ist sie sonst? Wenn sie ein Geist war, dann muß sie tot sein. Nur Geister sind tot, aber ich weiß nicht mehr. Ich weiß gar nichts mehr, verdammt noch mal!« Im Sessel sitzend brach die Frau zusammen. Sie drehte sich zur Seite, vergrub das Gesicht in ihre Hände und stemmte die Ellenbogen auf die Lehne. Dann schluchzte sie in ihre Hände hinein, und ich hätte sie so gern getröstet, aber ich wußte nicht, was ich sagen sollte.

Tränen können oft erleichtern, das hoffte ich auch bei Ellen Bates, und deshalb ließ ich sie allein in ihrem Wohnraum zurück. Mich interessierte vor allen Dingen der geheimnisvolle Spiegel, den Marion von ihrem Vater geschenkt bekommen hatte.

Ja, der Vater!

Er war die große Unbekannte, eine ungemein wichtige Größe in diesem höllischen Spiel. Zwar hatte er nicht direkt mit der Entführung seiner Tochter zu tun gehabt, nur wurde ich den Eindruck nicht los, daß er wie eine fette Spinne im Hintergrund lauerte und noch dabei war, die entsprechenden Fäden zu ziehen.

Ein Privatgelehrter, der in einen Tempel ging und sicherlich einem geheimen Orden angehört hatte.

Aber welchem?

Waren es die Templer? Nicht die, zu denen Abbé Bloch und seine Brüder gehörten, sondern die Abspaltung dieser Gruppe, die dem Dämon Baphomet dienten?

Das konnte so sein, mußte aber nicht, denn es gab sicherlich auch noch andere geheime Orden und Gruppen. Über sie las man genug in der Zeitung, da brauchte ich nur an den Massenmord der Sonnentempler zu denken, die überhaupt nichts mit denen des Abbé zu tun hatten.

Der Gedanke an diese Gruppe gefiel mir überhaupt nicht, doch darauf kam es jetzt nicht an. Ich durfte mich nicht von Gefühlen überschütten lassen und mußte logisch und klar denken. Dazu gehörte auch die Existenz des ovalen Spiegels.

Da das Deckenlicht noch immer brannte, konnte ich ihn genauer in Augenschein nehmen. Er hatte nichts Verbotenes an sich, abgesehen von einer tatsächlich etwas dunkleren Fläche, die allerdings völlig glatt war. Ich sah weder Risse, Ausbuchtungen, Vertiefungen noch kleine Kerben.

Und doch war dieser Spiegel Anfang und Ende. Ich hatte nicht vor, ihn hier in der Wohnung hängen zu lassen. Wenn ich Ellen Bates darum bat, würde sie ihn mir bestimmt überlassen. Es sollte ja nicht

für immer sein. Ich wollte ihn nur an einen sicheren Ort schaffen und ihn dort in aller Ruhe untersuchen. Dabei konnte ich mir vorstellen, daß er sich bei Lady Sarah in guten Händen befand.

Bevor es dazu kam, untersuchte ich ihn auch an der Rückseite. Natürlich entdeckte ich auf dieser Seite das Geheimnis des Spiegels ebenfalls nicht, sie zeigte sich völlig normal, bis auf die Tatsache, daß ihre Fläche ein wenig rauher war, ansonsten gab mir dieser Gegenstand auch hier keine Rätsel auf.

Blieb die Fläche – und der Rahmen!

Ich hielt den Spiegel bereits an zwei Seiten fest und wollte ihn von der Wand hebeln, als mir die Dicke des Rahmens auffiel. Über das Glänzen schaute ich hinweg. Es kam mir falsch wie Katzengold vor.

Da hatte nicht nur ein Tischler den Rahmen geglättet, er war danach durch Schnitzereien bearbeitet worden, und diese Motive erschienen mir bei genauerem Hinsehen recht interessant.

Trotz des guten Lichts fand ich zunächst nicht heraus, wen oder was sie darstellen sollten. Bei genauer Betrachtung kam mir in den Sinn, daß diese Verzierungen die bildlichen Darstellungen irgendwelcher dämonischer Fratzen waren. Böse Gebilde, monströse Gesichter von dämonenartigen Wesen, die sicherlich nicht in unsere Welt gehörten, sondern in andere, gefährliche Höllenreiche.

Auf dem dicken Rand zeichneten sich um den gesamten Spiegel herum die Fratzen ab. Mäuler, Köpfe, Mutationen. Widerliche Gesichter, die einem schon einen Schrecken einjagen konnten. Wer diese Bilder hinterlassen hatte, mußte sich in seinem Schnitzhandwerk schon perfekt ausgekannt haben. So scheußlich die Motive auch waren, sie glichen den Arbeiten wirklicher Kunsthandwerker. Ich fragte mich, ob sich Ellen Bates je darum gekümmert hatte und konnte mir denken, daß die Fratzen auf dem Rahmen auch mit der Fläche des Spiegels in einem Zusammenhang standen.

An meinem Vorhaben hatte sich trotz der Schnitzereien nichts geändert. Ich würde den Spiegel von der Wand holen und mit in das Nebenzimmer nehmen, wo Ellen Bates wartete.

Er war ziemlich schwer. Ich stemmte ihn mit der Unterseite gegen meinen Körper und schaffte ihn so in den Nebenraum, wo ich ihn an einer freien Stelle an der Wand abstellte.

Ellen hatte mir dabei zugeschaut, einen Kommentar hörte ich von ihrer Seite nicht.

Erst als ich mich umdrehte und sie anschaute, kam sie auf den Spiegel zu sprechen. »Warum haben Sie ihn von der Wand genommen, Mr. Sinclair?«

»Ich hatte vor, ihn mitzunehmen. Vorausgesetzt, Sie sind einverstanden, Mrs. Bates.«

»Warum?«

»Nun ja, es ist nicht leicht, das zu erklären. Sagen wir mal so: Ich möchte den Spiegel gern untersuchen. Genauer analysieren, wenn Sie verstehen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, das verstehe ich nicht. Aber ich weiß, daß Sie mir die Verbindung zu meiner Tochter genommen haben. Sie ist durch den Spiegel verschwunden, und ich könnte mir vorstellen, da sie auch durch ihn wieder zurückkehrt. Es mag für Sie ja seltsam klingen, der Spiegel ist trotz allem so etwas wie eine Hoffnung für mich.«

»Seltsam klingt es überhaupt nicht, Mrs. Bates. Ich verspreche Ihnen, daß Sie ihn zurückkriegen, aber es wäre schon wichtig, wenn ich ihn an einen Platz bringen könnte, wo ich Ruhe hätte, ihn mir genauer anzuschauen.«

»Das haben Sie doch schon getan.«

»Stimmt.«

»Und was wollen Sie noch entdecken, Mr. Sinclair?«

Meine Lippen zeigten ein schmales Lächeln. »Fragen Sie bitte, ob ich schon etwas entdeckt habe.«

»Ja, okay, Mr. Sinclair. Nehmen Sie einfach an, ich hätte Ihnen die Frage gestellt. Ich tue ja alles, um einen Weg zu finden, der mich zu meiner Tochter führt.«

Da ich noch immer dicht neben dem Spiegel stand, brauchte ich nur die Hand auszustrecken, um mit der Fläche über den Rahmen zu streifen. »Ich habe in der Tat schon etwas entdeckt, Mrs. Bates. Wenn Sie sich den Rahmen genauer angeschaut haben, werden Sie die Schnitzereien sicherlich entdeckt haben.«

Nach einem Moment des Überlegens nickte sie. »Ja, das habe ich. Ob Sie es glauben oder nicht.«

»Und? Ist Ihnen dabei etwas aufgefallen?«

»Nein.«

»Sie haben nicht die Motive dieser Schnitzereien erkannt? Die Schnitzereien sind einfach nicht zu übersehen, und natürlich auch nicht ihre Motive. Wissen Sie, auf was ich hinauswill?«

»Noch nicht, Mr. Sinclair.«

»Dann haben Sie sich die Motive nicht richtig angeschaut, sage ich mal.«

»Das kann durchaus sein.«

Ich nickte. »Wenn Sie die Schnitzereien genauer betrachten, werden Sie feststellen, daß es sehr böse Auswüchse sind. Auf dem Rahmen sehen Sie zunächst einmal Gesichter, aber bei genauerem Betrachten wird Ihnen auffallen, daß dies keine Gesichter sind, sondern einfach nur widerliche Fratzen. Ja, Fratzen, Mrs. Bates. Und ich möchte auch nicht bei dem Begriff widerlich bleiben, sondern sie als dämonisch bezeichnen. Dämonische, abstoßende Gebilde, die sicherlich nicht

grundlos im Rahmen hinterlassen worden sind.«
Ich schwieg und wartete auf eine Antwort. Die Frau ließ sich Zeit und meinte: »Da können Sie recht haben, Mr. Sinclair, bestimmt sogar. Aber ich komme nicht ganz mit.«
»Fragen Sie?«
»Das muß doch nichts zu bedeuten haben, denn ich habe auch an Kirchenportalen oft genug Fratzen gesehen. Scheußliche Köpfe, widerliche Körper, die mich einfach anekelten und ich eigentlich nie verstand, weshalb man sie angebracht hat, bis ich später erfuhr, daß man eben im Mittelalter oder kurz danach noch anders dachte.«
»Das stimmt alles, Mrs. Bates. Vielleicht verhält es sich hier ähnlich, aber bitte nur ähnlich und nicht ebenso. Man brachte früher die schrecklichsten Gestalten an den Mauern der Kirchen und Dome an, um irgendwelche Geister zu vertreiben. Es ist durchaus möglich, daß hier der umgekehrte Erfolg damit erreicht werden sollte.«
Ellen nickte und hielt dabei den Mund offen. »Jetzt verstehe ich. Sie glauben, daß die Dämonen oder Geister angelockt werden sollten. Dieser Spiegel ist gewissermaßen ein Nest, eine Heimat für sie.«
»So ähnlich.«
Ellen Bates starrte das Oval an, als wollte sie im nächsten Augenblick einen Stein hineinwerfen. Dann zuckte sie zusammen und schüttelte den Kopf. »Und jetzt hat dieses Monstrum meine Tochter geholt. – Ich kann es einfach nicht fassen.«
»Wir werden Marion wieder zurückbekommen, davon bin ich fest überzeugt.« Ich war während der Worte zu ihr gegangen und ließ mich in Ellens Nähe nieder.
»Sagen Sie das nur so, oder meinen Sie das auch?«
»Ich meine es so.«
Ellen schwieg und senkte den Kopf. Ich ahnte, welche Gedanken sie quälten und riet ihr, nicht in einen schlechten Zustand zu verfallen und zunächst einmal abzuwarten. Es mußte nicht alles schlecht ausgehen. Ich erzählte ihr auch davon, daß ich Spiegel dieser Art kannte und auch Menschen aus anderen Welten zurückgeholt hatte.
»Aber davon habe ich jetzt nichts. Marion ist verschwunden. Wenn Sie sich wundern, daß ich trotzdem so ruhig hier sitze, muß ich Ihnen sagen, daß es nicht an mir liegt. Ich habe eine relativ hohe Dosis Valium geschluckt. Jetzt geht es mir zwar innerlich nicht besser, aber ich habe mich zumindest wieder unter Kontrolle.«
»Ja, okay. Ich möchte noch mit Ihnen reden, bevor ich den Spiegel mitnehme.«
»Wollen Sie mich allein lassen?«
»Nicht unbedingt. Ich kann hier bei Ihnen bleiben oder Ihnen einen Schutz zukommen lassen.«
Sie lehnte sich zurück und atmete tief durch. »Das weiß ich alles

nicht, Mr. Sinclair. Für mich sind die Dinge einfach zu neu und auch zu fremd. Ich muß darüber nachdenken, aber ich sehe die Zukunft nicht sehr rosig. Ich weiß überhaupt nicht, warum das alles geschehen ist. Welch einen Zusammenhang es mit dem Spiegel und meiner Tochter gibt.«

»Sie bekam ihn von ihrem Vater geschenkt, wenn ich mich nicht irre.«

»Ja, Tillman brachte ihn mit.«

»Wann war das?«

»Kurz vor unserer Trennung.«

»Weshalb schenkte er Ihrer Tochter den Spiegel?«

Sie hob die Schultern. »Das möchte ich auch gern wissen, Mr. Sinclair. Ich kann es Ihnen nicht genau sagen, weil ich einfach keine Ahnung habe. Er brachte ihn mit, hängte ihn auf und fragte Marion, ob er ihr gefiele, und sie stimmte zu. Sie war auch dafür, daß er in ihrem Zimmer aufgehängt wurde. Damals habe ich nicht richtig darüber nachgedacht, ich hatte andere Sorgen. Heute aber fange ich an zu kombinieren und bin jetzt der Meinung, daß Tillman schon genau gewußt hat, was er tut. Er hatte den Spiegel nicht grundlos abgegeben, Mr. Sinclair. Er hatte irgend etwas damit bezweckt, nur weiß ich wirklich nicht, was es sein könnte. Ob er vielleicht mit meiner Tochter in Verbindung bleiben wollte? Eben durch diesen Spiegel? Können Sie sich das vorstellen?«

»Auch.«

»Und was noch?«

Ich sah ihren bittenden Blick, aber eine konkrete Antwort kriegte die Frau von mir nicht. »Sie haben den Namen Ihres ehemaligen Mannes angesprochen. Sie haben mir auch davon berichtet, welchem Beruf er nachgeht, und ich finde, daß es wichtig ist, wenn ich ihn aufsuche und mich einmal mit ihm über gewisse Dinge unterhalte.«

»Über den Spiegel.«

»Zum Beispiel.«

»Trauen Sie ihm nicht?«

Ich hob die Schultern. »Erwarten Sie bitte keine konkrete Antwort. Ich weiß es nicht. Ich kenne ihn nicht. – In einem persönlichen Gespräch wird man immer mehr erfahren.«

»Dann müßte ich Ihnen sagen, wo Sie ihn finden können.«

»Das wollte ich hören.«

Ellen Bates beugte sich vor und drückte ihre Handflächen gegen die Wangen. »Er lebt sehr zurückgezogen in einer sehr großen Wohnung. Wenn mich nicht alles täuscht, waren diese Räume nicht immer nur als Wohnung gedacht. Früher war dort eine Bibliothek untergebracht. Aus Kostengründen mußte sie geschlossen werden. Das Haus wurde dann umgebaut. Es entstanden Wohnungen, die allesamt teuer

vermietet wurden. In einer davon lebt mein ehemaliger Mann.«

»Wo genau?«

Sie kannte die Anschrift auswendig. Nach einer Wiederholung hatte ich sie ebenfalls behalten. Natürlich wollte Ellen Bates wissen, was ich mir bei einem Besuch vorgenommen hatte, und sie fragte auch, ob es dabei nur um ihre Tochter gehen würde.

»Wahrscheinlich nicht. Ich möchte mir auch über Ihren ehemaligen Gatten ein Bild machen.«

»Bild machen?« flüsterte Ellen. »Wissen Sie, wie sich das anhört, Mr. Sinclair?«

»Nein, aber Sie werden es mir sagen.«

Ellen tippte sich selbst mit dem Zeigefinger an. »Das hört sich an, als würden Sie ihn verdächtigen. Oder darauf hin ansprechen wollen, daß er eventuell auch seinen Teil am Verschwinden Marions mit beigetragen hat, da von ihm ja der Spiegel stammte.«

Ich hob die Schultern. »So drastisch dürfen Sie das nicht sehen, Mrs. Bates.«

»Aber was soll ich denn sonst denken?«

»Am besten zunächst nichts. Ich möchte nur Ihre Tochter finden und sie Ihnen wieder heil und gesund zurückbringen. Nicht mehr und nicht weniger.«

»Das wäre gut«, flüsterte sie.

»Eben.«

»Dann habe ich nichts dagegen, wenn Sie jetzt fahren. Ich werde die restlichen Stunden dieser Nacht schon herumkriegen. So ängstlich bin ich nicht. Aber Sie werden sich später wieder melden.«

»Das versteht sich.«

»Gut, sehr gut«, sagte sie und nickte. Ein flüchtiges Lächeln huschte über ihre Lippen. »Wieder einmal habe ich erleben müssen, daß ein menschliches Leben einer Achterbahn gleicht. Was ich meinen Patienten sage, das erlebe ich am eigenen Leibe. Mal oben, mal unten. Aber da muß man durch.«

Sie hatte sehr ruhig gesprochen, und ich wußte, daß dies allein auf die Einnahme des Valiums zurückzuführen war. In ihr selbst sah es sicherlich ganz anders aus.

»Den Spiegel können Sie ruhig mitnehmen, Mr. Sinclair. Ich will ihn nicht mehr sehen. In den letzten Minuten habe ich ihn regelrecht hassen gelernt.«

»So drastisch sollten Sie es nicht sehen.«

»Doch, ich hasse ihn!«

»Warum? Weil er Ihnen die Tochter genommen hat? Zumindest vorläufig?«

»Ja, das stimmt.«

Ich legte eine Hand auf ihren Arm und spürte das leichte Zittern.

»Um Himmels willen, ich möchte Ihnen jetzt keine theoretischen Ratschläge erteilen, Mrs. Bates, aber manchmal kann sich etwas, das zunächst sehr negativ aussieht, auch zum Guten wenden. Tun Sie diese Bemerkung nicht einfach als Spruch ab. Ich habe so etwas schon erlebt, und ich lüge Sie auch nicht an. Es muß nicht so kommen, es kann so sein.«

»Ja, wenn Sie das sagen.«

Ich stand auf. Der Spiegel befand sich in meiner Reichweite. »Ihn werde ich mitnehmen.«

»Und ihn untersuchen?«

»Ja.«

»Sie sagen mir dann Bescheid?«

»Das versteht sich.«

Auch Ellen Bates erhob sich. Sie schaute zu, wie ich den Spiegel hochnahm, der wegen seines unnatürlich dicken Rahmens doch ziemlich schwer geworden war. Ich klemmte ihn mir unter den linken Arm und ging zur Wohnungstür. Ellen blieb dicht hinter mir, ich hörte ihren heftigen Atem, und es fiel mir nicht leicht, sie allein zu lassen. Bevor ich sie noch einmal fragen konnte, öffnete sie mir die Tür und sagte: »Es ist schon in Ordnung, Mr. Sinclair, Sie brauchen kein schlechtes Gewissen zu haben, wirklich nicht.«

»Da bin ich beruhigt.«

Bevor ich einen Schritt in den Flur setzte, hielt sie mich noch fest.

»Bitte, versuchen Sie alles, um meine Tochter wieder gesund und normal zurückzuholen.«

Ich lächelte ihr knapp zu. »Versprochen, Mrs. Bates, versprochen…«

***

Draußen war es kalt. Die Jahreswende lag noch nicht lange zurück.

Ich hatte einige Tage frei gemacht und mich so richtig erholen können. Den Übergang ins neue Jahr hatten wir in einem Londoner Hotel gefeiert, wo die Conollys für die ganze Blase einen riesigen Tisch reserviert hatten. Es war ein tolles Fest gewesen. Sogar die Horror-Oma Sarah Goldwyn hatte bis zum Ende durchgehalten, und wir alle hatten dann den ersten Tag im neuen Jahr verschlafen.

Erst zwei Tage später hatte ich wieder mein Büro aufgesucht, alte Dinge aufgearbeitet, bis mich dann dieser Anruf erreicht hatte. Und jetzt, das wußte ich, steckte ich wieder mittendrin, wie man so schön sagt. Darüber würde sich auch Suko auf eine gewisse Art und Weise freuen, denn er kam sich sehr inaktiv vor und hatte in der Zwischenzeit einige Stunden im Fitneß-Center verbracht.

Auch das große Glatteis hatten wir gut überstanden. Danach war es wieder warm geworden, jetzt aber drückte die Kälte von Osten her, und das Hochdruckgebiet stemmte sich nicht nur gegen die Tiefs aus

Richtung Westen, es hatte auch für einen sternenklaren Himmel gesorgt, der wie ein blanker Teppich über der Stadt lag.

Ellen Bates wohnte nördlich der Themse in Islington in einer kleinen Straße, die noch nicht vom Wahn des Neubaus und der schrecklichen Renovierungen verfallen war. Kleine Häuser standen dort dicht an dicht. Manche mit schmalen Vorgärten versehen, andere wiederum trafen mit den Vorderseiten direkt an den Gehsteig. Auch waren die Häuser unterschiedlich hoch gebaut worden, manche mit Flachdächern, die meisten mit Satteldächern.

Es gab auch Gassen, die zu irgendwelchen Hinterhöfen oder kleineren Grünflächen führten, das aber sah ich in dieser Nacht nicht, dazu war es trotz des sternenklaren Himmels einfach zu dunkel.

Es war nicht überall glatt, doch als Fußgänger mußte man schon die Augen aufhalten, da an schattigen Stellen Eisfallen lauerten. Gefrorene Pfützen schimmerten wie glänzende Augen. Ich überstieg sie, als ich zu meinem Wagen ging.

Für ihn hatte ich – o Wunder – einen Parkplatz gefunden. Zwar stand der Rover etwas schräg und mit einem Rad auf dem Gehsteig, erwischt worden war ich nicht. Um diese Zeit lief niemand herum, um nach Falschparkern zu suchen.

Den Spiegel hielt ich noch immer unter den linken Arm geklemmt.

Ich war froh, daß kein Wind durch die Straße pfiff, dann wäre die Kälte kaum auszuhalten gewesen, so empfand Ich die Temperatur als dem Winter angemessen.

Mittlerweile war die zweite Morgenstunde angebrochen. London, dieser Moloch, hatte dann eine ruhige Phase.

Ich war der einzige auf der Straße, umfangen von den Schatten der Häuser. Zumindest kam es mir so vor. Unangefochten erreichte ich meinen Wagen und schloß die Beifahrertür an der linken Seite auf.

Das Schloß war nicht zugefroren gewesen. Ich konnte den Wagenschlag aufziehen und legte den Spiegel mit der Fläche nach unten auf den Beifahrersitz. Zwar lag im Kofferraum eine Decke, die aber ließ ich dort liegen. Abdecken brauchte ich den Gegenstand nicht.

Ich schloß die Tür wieder und wollte um den Rover herumgehen, weil ich die Fahrertür öffnen mußte. Ich hatte ungefähr die Heckhöhe erreicht, als ich das Geräusch hörte. Ein dumpfer Schlag war es, als wäre eine Tür ins Schloß gefallen.

Ich schaute zurück.

Ellen Bates wohnte auf der anderen Straßenseite. Von dort war auch das Geräusch an meine Ohren gedrungen, aber den Grund sah ich nicht.

Mir fiel nur ein dunkler Lieferwagen auf, der nicht weit von Ellens Haus entfernt parkte. Es war ein Fahrzeug mit verbauter Ladefläche

und einer Doppeltür am Heck.
War sie zugefallen?
Noch stieg ich nicht ein und reckte mich auf die Zehenspitzen, um an dem Lieferwagen vorbeischauen zu können.
Nichts zu sehen. Auch die Tür des Hauses lag im toten Winkel.
Am und im Wagen selbst rührte sich nichts.
Ich hob die Schultern und näherte mich der Fahrerseite. Dann stieg ich ein, zog die Tür zu und wollte den Schlüssel in das Schloß stecken. Er glitt hinein, ich mußte ihn umdrehen, und meine Finger berührten ihn bereits, aber die Hand war starr geworden. Ich startete nicht, sondern blieb in meiner Position hocken, wobei mir einige Gedanken durch den Kopf strömten, mit denen ich aber nicht zurechtkam, weil ich sie nicht in die richtigen Bahnen lenken konnte.
Ob der Blick in den Außenspiegel Zufall war, konnte ich auch nicht sagen. Jedenfalls schaute ich hin und entdeckte schräg gegenüber den Lieferwagen, der sich in seiner Größe von den anderen Fahrzeugen abhob.
Ich runzelte die Stirn. Meine innere Stimme, auf die oft gehört hatte, alarmierte mich. Es war leider keine konkrete Warnung, nur fiel meine allgemeine Stimmung ziemlich ab, was nichts mit einer schlechten Laune zu tun hatte, sondern einfach mit den äußeren Umständen, die mir nicht gefielen.
Lag es an diesem Lieferwagen? Oder lag es daran, daß ich im dunklen Fahrerhaus plötzlich eine Bewegung sah, die mir zuvor nicht aufgefallen war? Hinter der Scheibe bewegte sich ein Schatten, und das war kein Dämon, sondern der Umriß eines Menschen.
Dort wartete jemand.
Aber auf wen?
Ich dachte wieder an das Geräusch, das sich angehört hatte wie eine zufallende Tür. Wie eine Haustür, zum Beispiel. Eine Tür, die in das Haus einer gewissen Ellen Bates führen konnte.
Diese Vorstellung elektrisierte mich. Plötzlich war ich hellwach und stand unter Strom. Ich spürte im Nacken das Kribbeln und merkte zugleich, wie sich in meinem Magen der Klumpen bildete.
Das roch mir alles sehr nach Ärger.
Die Stille war geblieben. Nur kam sie mir nicht mehr normal vor, und ich öffnete so leise wie möglich die Fahrertür. Da die Scheiben des Rover erst halb zugefroren waren, hatte ich alles noch gut überblicken können.
Natürlich konnte man mich auch vom Lieferwagen aus sehen. Das Risiko mußte ich eingehen. Jedenfalls stand mein Plan fest. Ich wollte noch einmal zurück zu Ellen Bates.
Mit vorsichtigen und auch leisen Schritten überquerte ich die Straße. Dabei sah ich zu, in den toten Winkel des Fahrerhauses zu gelangen.

Ich wollte nicht unbedingt kontrolliert werden, aber ich ließ das Fahrzeug nicht aus den Augen.

Die Türen der Ladefläche blieben geschlossen. Auch dann, als ich den Gehsteig erreicht hatte und rasch durch den Schein einer Laterne in den Schatten huschte.

Ellen Bates wohnte im Erdgeschoß. Zur Straße hin lag die Küche.

Der Wohnraum und das Zimmer der Tochter wiesen zur Rückseite hin. In der Küche brannte kein Licht, die Haustür lag ebenfalls im Schatten, und sie selbst bildete die Rückseite einer Nische.

Ich ging hinein – und hörte hinter mir jemanden.

Gesehen hatte ich zuvor niemanden, und so rechnete ich damit, daß der Fahrer den Lieferwagen verlassen hatte. Ich zog mich aus der Nische wieder zurück, um den Gehsteig zu betreten.

Ein Mann kam auf mich zu. Ob er im Fahrerhaus des Wagens gesessen hatte, wußte ich nicht. Er war winterlich gekleidet, auch die Pudelmütze auf seinem Kopf erregte zu dieser Jahreszeit keinen Verdacht. Er kam jetzt zügig auf mich zu und blieb stehen, als er mich entdeckt hatte. Er tat erschreckt, hob den Kopf, schaute mich an, so daß ich sein flaches Gesicht mit den hellen Augen sehen konnte. Von ihm selbst ging ein muffiger Geruch aus.

»Auch unterwegs?« fragte er.

»Wie Sie sehen.«

»Kalt, wie?«

»Ja.«

Er schniefte und trat zweimal mit dem rechten Fuß auf. Die Hände waren in den Taschen seiner Jacke verschwunden. »Wo wollen Sie denn um diese Zeit noch hin?«

Seine Fragen gefielen mir nicht. Sie glichen schon einem Verhör.

Ich erinnerte mich daran, daß ich den Spiegel auf meinem Weg zum Rover unter den linken Arm geklemmt hatte, einer Seite, die dem Lieferwagen abgewendet war. Weshalb mir diese Tatsache plötzlich einfiel, wußte ich nicht, sah sie aber als eine Warnung an.

»Ich finde es ja nett, daß Sie sich um andere Menschen kümmern«, sagte ich, »aber ich wüßte nicht, was Sie das angeht. Jeder kann doch hingehen, wo er will.«

»Sie wollten in das Haus, nicht?«

»Es sah so aus.«

»Jemand besuchen?«

»Und wenn es so wäre.«

»Das gefällt mir nicht.«

Nach diesen Worten wußte ich Bescheid. Ich wollte zurückspringen, aber er riß seine Hand aus der Tasche, und plötzlich sah ich das Schimmern von Waffenstahl.

Der Sprung zurück wäre absolut falsch gewesen. So wuchtete ich

mich vor und hob blitzschnell den rechten Arm an.

Die Handkante raste ihm entgegen. Sie erwischte den rechten Arm, den Hals konnte ich nur schlecht treffen, da er den Kragen seiner Jacke hochgestellt hatte.

Plötzlich zuckte die Hand. Er kam nicht mehr dazu, die Waffe anzuheben und zu feuern, denn ich setzte nach, packte seinen rechten Arm und schleuderte den Körper zur anderen Seite hin, ohne den Arm loszulassen.

Ich hörte ihn keuchen. Er war wohl noch immer überrascht, hatte mich auf die leichte Schulter genommen, was sich nun rächte. Er knallte rücklings gegen die Hauswand, und das Gestein war härter als sein Hinterkopf, auch wenn dieser durch den Stoff der Pudelmütze geschützt wurde. Ich hörte ihn ächzen, aber seine rechte Hand zuckte noch immer.

Ich rammte mein Knie vor.

Der Mann knickte zusammen. Dann schlug ich ihm die Hand gegen die Wand.

Der Aufprall reichte aus. Die Waffe entfiel seinen Fingern und klirrte neben mir zu Boden. Der Mann sank in die Knie, und ich schlug diesmal in seinen Nacken hinein. Dieser Treffer gab ihm den Rest. Bewußtlos sackte er neben mir zusammen und blieb erst einmal liegen.

Um ihn brauchte ich mich nicht mehr zu kümmern. Erfrieren würde er schon nicht. Andere Dinge waren wichtiger, und ich spürte plötzlich eine wahnsinnige Angst um Ellen Bates…

***

Als wäre sie dabei, neben sich selbst herzugehen, bewegte sich Ellen Bates wieder auf ihr Wohnzimmer zu, nachdem John Sinclair verschwunden war. Sie blieb nicht in dem Raum, sondern schaute in das lichterfüllte Zimmer ihrer Tochter und natürlich auch dorthin, wo immer der Spiegel an der Wand gehangen hatte.

Diese Stelle war jetzt leer. Sie kam der Frau so kahl vor. Nie hätte sie gedacht, sich an den Spiegel gewöhnen zu können, aber sie wollte auch nicht, daß er wieder an seinem Platz hing, denn er hatte ihr die Tochter genommen.

Bewußt tat sie es nicht, aber sie flüsterte mehrmals hintereinander den Namen Marion, und dabei merkte sie, daß Tränen aus ihren Augen rannen. Die Wirkung des Beruhigungsmittels hielt noch an. Erst in einigen Stunden würde es nachlassen, aber sie war bereit, wieder eine neue Dosis zu schlucken, auch wenn sie ihren Patienten indirekt davon abriet, weil sie Valium nicht als Lösung der Probleme sah, denn Tabletten konnten nie die Ursache selbst bekämpfen.

Ellen drehte sich von der Tür weg und tappte zurück an ihren Platz.

Auch der Wohnraum kam ihr jetzt so leer vor, weil ihr Besucher nicht mehr da war.

Die Frau fragte sich, ob sie richtig gehandelt hatte. Vielleicht wäre es besser gewesen, die Zustimmung nicht zu geben, denn John Sinclair war ein Mensch, der ihr schon Vertrauen eingeflößt hatte, und so etwas erlebte man in der heutigen Zeit selten, wo jeder nur an sich dachte.

Die Umgebung kam ihr fremd vor. Sie selbst kam sich fremd vor.

Alles Vertraute war verflogen, sie fühlte sich allein wie eine Fremde in der Fremde.

John Sinclair hatte ihr nicht gesagt, wo er noch hinfahren wollte.

Sicherlich nicht in sein Büro, sondern in die Wohnung. Ellen nahm sich vor, einige Zeit vergehen zu lassen und ihn dann anzurufen, vorausgesetzt, sie fand seine Nummer im Telefonbuch.

Da schellte es.

Das Geräusch war nicht sehr laut. Eher gedämpft. Aber in der Stille kam es ihr doch sehr laut vor, und Ellen zuckte zusammen, wobei zugleich ein heißer Schauer bis in ihren Kopf hochrann und sich dort festsetzte.

Wer konnte das sein?

John Sinclair! Es gab nur die eine Lösung. Er hatte es sich überlegt und war zurückgekommen.

Plötzlich lächelte sie, und dieses Lächeln machte ihr Gesicht weicher. Der Ausdruck blieb nicht lange bestehen, denn kaum hatte sie die Tür geöffnet, da zeichnete das Entsetzen ihre Züge, als sie die beiden finsteren Gestalten im Hausflur sah, die sich dort auch nicht lange aufhielten, die Tür auframmten, so daß Ellen erwischt wurde und zurück in den Flur torkelte.

Der Schock dauerte bei ihr nicht sehr lange. Sie riß den Mund auf, um den Schrei loszuwerden, dagegen jedoch hatten die beiden Kerle etwas.

Der erste packte sie, und blitzschnell drückte er seinen kalten Lederhandschuh auf ihren Mund. Der Schrei drang nicht mehr bis an ihre Lippen. Die Frau hatte das Gefühl, von einem kalten, mit Öl beträufelten Lappen gewürgt zu werden. Was in den folgenden Sekunden geschah, konnte sie so gut wie nicht nachvollziehen. Man drängte sie durch die Diele hinein in den Wohnraum, und sie erwachte erst aus ihrem schockartigen Alptraum, als sie im Sessel hockte und etwas Kaltes ihre rechte Stirnseite berührte und dabei einen nicht unbeträchtlichen Druck ausübte. Sie schielte zur Seite und entdeckte den überlangen Lauf einer Schußwaffe.

»Wenn du schreist oder auch nur ein Wort sagst, das uns nicht gefällt, bist du tot. Klar?«

»Ja.«

»Sehr gut.« Der Waffendruck blieb, aber der Mann neben Ellen bewegte sich, was sie auch am Knarren des Leders hörte.

Der zweite Typ hatte das Zimmer ebenfalls betreten. Auch er trug Lederkleidung, und als er durch den Lichtschein ging, konnte sie sein Gesicht für einen Augenblick erkennen. Es war blaß, und die Haut sah aus, als lägen auf ihr bläuliche Schatten.

Der Mann baute sich neben dem Schrank auf. Er schaute die Frau an und fragte: »Wo ist er?«

Ellen schwieg.

»Sie will nicht reden!« Der Frager lachte.

Der Typ mit der Waffe griff mit der freien Hand in Ellens kurzes Haar. Obwohl er einen Handschuh trug, bekam er einige Strähnen zu fassen und zerrte so hart daran, daß der Frau das Wasser in die Augen trat und sie vor Schmerzen stöhnte. Ihren Kopf drückte er nach hinten, und sein Gesicht schwebte plötzlich wie ein bösartiger Schatten über ihr. »Mein Freund hat dich was gefragt, Ellen. Wo ist er?«

»Wer…?« quälte sie hervor.

Der Waffenträger lachte. »Idiot.« Damit meinte er seinen Kumpan.

»Du hättest ihr sagen sollen, daß wir den Spiegel meinen.«

»Schon gut. Ich weiß.«

»Also?« fragte der Waffenträger. Er hatte Ellens Haar wieder losgelassen, aber die Mündung nicht von ihrem Kopf genommen. »Wo finden wir den Spiegel?«

Ellen war zur Seite gesunken. Sie wollte nicht weinen, aber sie konnte nicht anders. »Nicht – da…«

»Wie?«

»Er ist nicht mehr hier!«

Damit hatten die beiden Männer nicht gerechnet. Fast gleichzeitig gaben sie den gleichen Laut ab. Es klang überrascht und wütend zugleich.

»Die will uns verarschen.«

»Das glaube ich nicht«, sagte der Mann mit der Waffe.

»Der Spiegel ist wirklich nicht mehr hier«, sagte Ellen Bates stöhnend. »Der Mann hat ihn mitgenommen.«

»Welcher Mann?«

»Der mich besucht hat.«

»Wie heißt er?«

»John Sinclair.«

»Und weiter?«

»Er nahm ihn mit. Er wollte ihn untersuchen, aber er wird ihn wiederbringen.«

»Wann wird das sein?«

»Keine Ahnung. Morgen vielleicht.«

»Und er will ihn untersuchen?«

»Ja«, stieß Ellen jammernd hervor. Sie hockte gekrümmt und zur Seite geneigt im Sessel. Ihr war kalt und heiß zugleich. Diese Brutalität der beiden Männer hatte sie völlig aus dem Gleichgewicht gebracht. So etwas kannte sie bisher nur aus dem Fernsehen. In der Wirklichkeit war ihr so etwas noch nicht begegnet.

»Schau mal im Zimmer der Tochter nach!« befahl der Kerl mit der Waffe.

Trotz ihres jammervollen Zustands hatte Ellen Bates diesen Satz genau mitbekommen, und sie folgerte sehr richtig, daß die beiden genau Bescheid gewußt hatten. Sie kannten sich in ihrer Wohnung aus. Sie mußten jemanden haben, der Bescheid wußte, und plötzlich krampfte sich bei Ellen der Magen zusammen, denn dafür gab es eigentlich nur eine richtige Lösung.

Der zweite hatte sich in Marions Zimmer umgesehen. »Er ist wirklich nicht da. Ich habe aber gesehen, wo er gehangen hat. Man kann den hellen Fleck an der Wand gut erkennen.«

»Hm, das ist natürlich nicht gut. Und du sagst, daß der Spiegel mitgenommen wurde?«

»So ist es.«

»Von diesem Sinclair. So hieß der Knabe doch?«

Ellen hustete, sie konnte auch wieder nicken, weil die Mündung nicht mehr ihren Kopf berührte. Der Typ stand jetzt vor ihr und zielte aus einer gewissen Entfernung gegen ihr Gesicht. Aber die Bedrohung war nach wie vor da.

»Was hat er mit dem Spiegel zu schaffen? Warum ist er überhaupt gekommen?«

»Ich wollte mit ihm sprechen.«

»Über was?«

»Über meine Tochter.«

»Schön, dann sind wir bei ihr. Ich würde gern fragen, wo sie sich aufhält.«

»Sie ist weg.«

Der Mann trat Ellen gegen das Schienbein. Sie schrie jammernd auf und preßte ihre Hände gegen die getroffene Stelle. »Wir haben selbst Augen im Kopf und konnten sehen, daß sich deine Tochter nicht mehr hier in der Wohnung befindet. Wo ist sie hingegangen?«

Die Antwort wäre einfach und doch so kompliziert gewesen.

Plötzlich spürte die Frau einen gewissen Widerstand in sich hochsteigen. Sie wollte die Wahrheit nicht sagen, und sie konnte sich auch nicht vorstellen, daß man sie ihr abnahm. Urplötzlich kam ihr – wie sie glaubte – die rettende Idee.

»Sie ist mit ihm gegangen. Mit Sinclair. Zusammen mit dem Spiegel hat er sie mitgenommen.« Ellen rechnete mit einem weiteren Tritt oder Schlag. Der Kerl vor ihr hielt sich zurück. Er tat gar nichts.

Er gab nicht mal eine Antwort.
Sein Kumpan fragte nur: »Ob das stimmt?«
»Kann sein.«
»Wir haben aber nichts gesehen.«
»Wann ist dieser Sinclair denn gegangen?« wollte der Mann mit der Waffe wissen.
»Er ist noch nicht lange weg. Vor einigen Minuten. Wirklich, ich lüge Sie nicht an.«
»Stimmt sogar. Wir haben einen Typen über die Straße zu seinem Wagen gehen sehen. Aber wir haben nicht erkannt, ob er aus diesem Haus hier gekommen ist.«
»Das ist er. Sie müssen mir glauben.«
Der Kerl nickte. Ellen sah aber auch, wie er hinterlistig und irgendwie auch teuflisch lächelte. »Das nehme ich dir sogar ab. Den Mann haben wir gesehen…«
»Er hatte auch den Spiegel«, sagte Ellen Bates schnell.
»Darum geht es mir nicht. Wir haben den Mann zwar gesehen, aber nicht deine Tochter.«
»Wieso?«
»Denk nach. Deine Tochter war nicht bei ihm. Sie ist doch sicherlich an seiner Seite geblieben. Wir hätten beide sehen müssen, als sie die Straße überquerten, aber das war nicht der Fall. Wir sahen nur ihn, und Marion war nicht bei ihm. Kannst du uns das erklären, Ellen Bates? – Aber rasch, und such dir wirklich eine gute Erklärung aus, denn anlügen lassen wir uns nicht.«
Jetzt stecke ich in der Falle! schoß es Ellen durch den Kopf. Jetzt stecke ich fest, verdammt, und ich weiß nicht, wie ich da wieder herauskommen soll.
»Nun…?«
»Marion ist klein für ihr Alter. Man kann sie wirklich leicht übersehen und…«
Der zweite Kerl lachte nur. Und in sein Lachen hinein sprach der erste. »Wo ist deine Tochter wirklich?«
»Das – das…«
»Sag nicht, sie ist mit ihm gegangen!«
Ellen Bates hatte den Punkt erreicht, wo ihr alles egal war. Sie würde diesem Verbrecher nicht die Wahrheit sagen, auch wenn er sie mit der Waffe bedrohte. »John Sinclair hat sie mitgenommen!« erklärte sie. »Marion und den Spiegel!«
Der Fremde schaute sie an. Ellen sah nur seine Augen, die nach ihrem Dafürhalten farblos waren. Sie waren einfach nur kalt und widerlich, wie zwei kleine Tümpel, die in strenger Kälte eine dünne Eisschicht auf der Oberfläche bekommen hatten.
»Du bleibst dabei?«

»Weil es stimmt.«
Ellen sah, wie der Mann schluckte. Und zugleich bekamen seine Augen einen gewissen Ausdruck. Sie konnte ihn nicht genau definieren, aber sie wußte, daß er nicht normal, sondern verdammt gefährlich war. So wie sie sahen Killeraugen aus. Augen ohne Gefühl, ohne…
»Das war's dann wohl«, sagte der Mann.
»Wie – was…?«
Er schoß.
Ellen Bates hörte den dumpfen Abschuß nicht. Der Knall wurde durch den Schalldämpfer zurückgehalten. Sie vernahm nur ein kurzes Sirren, als befände sich eine Biene in ihrer unmittelbaren Nähe.
Dann traf sie die Kugel. Ellen Bates glaubte, daß ihr jemand einen nassen und schweren Lappen gegen die Stirn gedrückt hatte, aber es war kein Lappen, er war auch nicht naß. Es war der Tod, der blitzartig zugeschlagen hatte!

***

Ich hatte den Kerl draußen liegen gelassen und das Haus betreten.
Im dunklen Flur blieb ich stehen. In der rechten Hand hielt ich meine Beretta, und ich dachte nach, ob ich mich richtig verhalten hatte.
Ich hätte meine Kollegen anrufen können, aber ich schleppte nicht immer ein Handy mit mir herum. Und wieder zum Wagen zurückzulaufen, um von dort aus zu telefonieren, hätte mich einfach zu viel Zeit gekostet, deshalb mußte ich es auf eigene Faust wagen.
Der Hausflur war finster.
Völlig normal.
Es war ruhig.
Das war auch normal.
Ich hatte mich nicht getraut, das Flurlicht einzuschalten und würde auch weiterhin in der Dunkelheit bleiben, denn den Weg zur Tür kannte ich. Auf Zehenspitzen durchquerte ich den Flur. Ich wartete darauf, Geräusche aus Ellens Wohnung zu hören, aber ich wartete vergeblich. Hinter der Tür blieb es still, und ich hörte auch nichts, als ich mein Ohr dagegen legte, um zu lauschen.
Das konnte ein gutes, aber auch ein schlechtes Zeichen sein. Ich tippte eher auf das schlechte, weil ich einfach nicht daran glauben wollte, daß Ellen Bates um diese Zeit Besuch erwartete.
Was tun?
Ich hatte keinen Schlüssel.
Klingeln?
Leider wußte ich nicht, was in der Wohnung ablief. Durch das Geräusch konnte ich möglicherweise eine böse Kettenreaktion auslösen, die dann in Angst und Schrecken mündete. Auf einem

anderen Weg die Wohnung betreten, klappte auch nicht.

Eine dritte Alternative mußte her.

Es gibt Situationen, da wurde ich verdammt kreativ. Und ich dachte daran, daß dieser Typ noch vor dem Haus lag. Bewußtlos oder angeschlagen, so genau wußte ich das nicht. Aber seine Waffe steckte in meiner Jackentasche.

Vielleicht konnte er mir unbewußt helfen. Der Gedanke war kaum in mir hochgeschossen, da setzt ich ihn auch schon in die Tat um.

Nur mußte ich schnell und lautlos sein, und auch die Sterne des Schicksals mußten günstig stehen.

Auf leisen Sohlen huschte ich wieder nach draußen in die Kälte.

Ich verließ die Türnische noch nicht, weil ein Wagen der Straßenreinigung über den Asphalt rollte. Erst als mich seine Scheinwerfer passiert hatten, wurde ich wieder aktiv.

Der Niedergeschlagene lag rechts von der Tür. Zumindest hatte er dort gelegen. Ich huschte aus der Nische und war nach zwei Schritten bei ihm.

Er lag noch immer wie ein in Leder verpacktes, kaltes Bündel auf dem Boden, aber er kam allmählich wieder zu sich. Aus seinem Mund drangen leise Stöhnlaute.

Ich schlug ihm einige Male gegen die kalten Wangen. Sein Kopf wackelte, er protestierte müde und hörte meine zischenden Worte.

»Los, hoch mit dir!«

Ich hätte auch gegen einen Stein sprechen können, denn er bewegte sich nicht.

Ich half nach und zerrte ihn auf die Füße. Er stand schließlich schwankend vor mir, aber er blickte mich an, und allmählich stahl sich so etwas wie ein Begreifen in seine Augen hinein. Ich kannte diesen Ausdruck. Er trat immer dann ein, wenn die Erinnerung zurückkehrte.

»Hörst du mich?«

Er brummte irgend etwas, erzählte von zwei Männern – seinen Kollegen.

»Spiel hier nicht den Toten«, fuhr ich ihn an, drehte das Leder seiner Jacke unter dem Hals zusammen und hob ihn durch einen Ruck auf die Zehenspitzen. Mit dem Rücken drückte ich ihn gegen die Hausmauer und erklärte ihm was ich mit ihm vorhatte.

Ob er mich verstanden hatte, wußte ich nicht. Er nickte auch nicht, sondern brummelte etwas in seinen nicht vorhandenen Bart. »Zwei Kollegen – im Parterre – bei…« Ich hätte eigentlich nachdenken müssen, aber die Zeit wurde knapp, das spürte ich genau.

Ich zerrte ihn wieder herum. Mit ihm zusammen ging ich den Weg zurück in das Haus. Die Tür hatte ich nicht geschlossen. Ich drückte ihn in den Hausflur hinein und kam mir vor wie jemand, der eine

Puppe führte, aber keinen Menschen. Noch funktionierte das Uhrwerk dieser Puppe, aber die einzelnen Bewegungen waren nicht koordiniert. Hätte ich ihn nicht mit der linken Hand gehalten und mit dem linken Arm umklammert, dann wäre er zusammengebrochen.

So aber schob ich ihn weiter und konnte diesmal nicht lautlos gehen. Die Füße des anderen schleiften über den Boden. Je weiter wir kamen, um so besser ging es ihm, und auch sein Denkapparat funktioniert wieder. Plötzlich konnte er auch eine Frage stellen, zwar mühsam und lallend, aber immerhin.

»Was hast du vor, verdammt?«

Nicht sehr originell, die Worte, aber immerhin, ich hatte eine Reaktion erlebt. »Nicht viel, mein Freund. Es ist auch alles ganz harmlos. Du wirst anschellen, und wir beide warten darauf, was geschieht, wenn deine beiden Kumpane öffnen. Nicht mehr und nicht weniger. Damit du auch tust, was ich will, möchte ich dir sagen, daß der Druck, den du da hinter dem Ohr spürst, nicht von meinem Zeigefinger stammt, sondern die Mündung einer Waffe ist. Kapiert?«

»Klar.«

Wir hatten die Tür bald erreicht. Ich schob ihn noch ein wenig vor, dann standen wir. »Und jetzt schell!«

»Aber ich…«

Er wollte nicht? Okay, das übernahm ich. Mit der freien Hand griff ich an ihm vorbei, mein Finger fand den Klingelknopf und drückte ihn nach innen.

Ich wußte, daß es sich in den nächsten Sekunden entscheiden würde, und ich hatte so ein verdammt mieses Gefühl…

***

Der zweite Mann pfiff leise durch die Zähne, als sein Kumpan geschossen hatte. Er kam langsam höher und schaute ebenfalls auf die tote Frau. Ihr Körper war im Sessel zusammengesackt, und ihr Gesicht hatte einen anderen Ausdruck bekommen. Das mochte an dem roten Punkt mitten auf ihrer Stirn liegen, denn genau dort war sie von der Kugel erwischt worden. Zwischen den Augen befand sich jetzt das Loch mit dem rötlichen Rand, der etwas ausgefasert war.

Die Augen waren nicht geschlossen. Sie standen weit offen und hatten jegliches Leben verloren.

»Dabei sagt man immer, daß ein Sterbender in der letzten Sekunde seines Lebens glücklich ist, weil er den Himmel erblickt oder einen Blick hineinwerfen kann.«

»Wie kommst du darauf?« fragte der Killer.

»Nur so. Ich meine, wenn ich die Augen dieser Toten sehe, dann entdecke ich nichts darin. Keine Freude, keine Angst, nur eben die Leere.« Er kicherte. »Den Himmel gibt es wohl nicht.«

»Hast du je daran geglaubt?«
»Nein. Nur an die Hölle.«
»Eben«, sagte der Killer und streichelte seine Waffe. »Wir haben unseren Job erledigt.«
»Meinst du?«
»Na ja, nicht ganz, da hast du schon recht. Das Mädchen ist verschwunden und der Spiegel ebenfalls. Wir müssen weiterhin suchen. Aber den Namen Sinclair habe ich nicht vergessen.«
»Wir sollte zuvor IHN fragen.«
»Werden wir auch machen. Jetzt komm, ich mag diese muffige Bude einfach nicht.«
Der Killer ging als erster auf den schmalen Wohnungsflur zu.
Zwei Schritte genau kam er weit, denn da stoppte ihn eine Geräusch, mit dem beide nicht gerechnet hatten.
Es war das Klingeln der Türschelle!

***

Einmal hatte ich nur gedrückt. Das mußte reichen. In der Stille war die Klingel laut genug. Es würde sich nun zeigen, ob Ellen Bates Besuch bekommen hatte und wie dieser Besuch mit ihr umgegangen war.
Noch tat sich nichts.
Sekunden rannen dahin. Sie kamen mir lang und zäh vor. Ich sagte kein Wort und atmete auch nur flach, aber der Typ vor mir war auf keinen Fall ruhig. Er litt noch unter den Folgen des Niederschlags und stöhnte mehr, als daß er atmete.
Ich wartete weiter.
Noch mal klingeln?
Ich war noch unentschlossen, als sich alles wie von selbst erledigte. Die Tür wurde geöffnet, nur nicht langsam, wie man es hätte annehmen können, sondern sehr hart und ruckartig zerrte sie eine Hand nach innen. Zwar brannte im Flur selbst kein Licht, das andere aber drang durch offenstehende Türen, und so war es zwischen den Wänden nicht finster, und ich erkannte die beiden fremden Gestalten, die dicht hinter der Türschwelle standen.
Sie sahen mich. Wahrscheinlich auch meine Waffe, die ihren Kumpan bedrohte, der so tat, als wollte er abheben, aber er stellte sich nur auf die Zehenspitzen und öffnete den Mund.
Sprechen konnte er nicht mehr. Das übernahm der erste der beiden Männer, und er redete auf seine Art und Weise. Für ihn gab es nur die Sprache der Waffe, nichts anderes ließ er gelten.
Er schoß!
Ich überriß es erst, als ich diese schallgedämpften Geräusche hörte und dann spürte, wie die Kugeln in den Körper einschlugen, denn in

meinem Griff zuckte der Mann zusammen. Für mich war es trotz allem ein Unding, auch wenn ich in meinem Job immer wieder mit Abarten einer fürchterlichen Gewalt konfrontiert wurde, aber es war mehr die magische Gewalt.

Hier aber war ich mit der menschlichen und nicht dämonischen Brutalität konfrontiert worden, und ich wußte, daß die beiden auch mich killen wollten. Es ging jetzt um mein Leben.

Die Gestalt, ob tot oder nur angeschossen, wurde in meinem Griff mehr als schwer. Sie sackte zur Seite, ich wurde nach rechts gedrückt, aber ich mußte sie festhalten, weil ich nur so einen gewissen Schutz bekam.

Zudem war es mir wegen der schrägen Haltung unmöglich, zurückzuschießen. Der andere fiel nach hinten, drückte mich zu Boden, und während ich fiel, da sah ich, wie sich die Killer bewegten und in den Flur hineinstürmten, wobei sie trotz des Schalldämpfers nicht mehr feuerten, sondern in Richtung Haustür liefen.

Ich landete auf dem Rücken. Der schwere Mann lag rücklings auf mir. Er drückte mich mit seinem Gewicht zu Boden, als wollte er mich in den Stein hineinpressen.

Aber er schützte mich auch, so makaber sich das anhörte. Meinen rechten Arm wollte ich freibekommen, um eine Schußbahn zu haben, aber das klappte nicht, da ich mich zwangsläufig klein machen mußte, weil der Killer an der Tür gestoppt und sich noch einmal umgedreht hatte. Er zischte mir einen Fluch entgegen, dann schoß er.

Die Kugel traf mich nicht.

Wieder schlug sie in den Körper über mir ein, und einen Moment später war der Killer wie ein Schatten durch die offene Haustür in der Dunkelheit verschwunden. Er hatte seinen Kumpan schon zuvor weggeschickt. Wahrscheinlich würde dieser bereits den Fluchtwagen starten.

Ich schaute zu, wie die Tür langsam zuglitt. Dabei bemühte ich mich, den Körper von meinem eigenen wegzurollen, was gar nicht so leicht war. Ich mußte wirklich Kraft einsetzen, drückte mich selbst dabei hoch und konnte ihn dann zur Seite schieben, so daß ich endlich den Platz bekam, um auf die Beine zu kommen.

Zwar war mir nichts passiert, ich zitterte trotzdem. Die anderen Mieter hatten nichts von dem gehört, zumindest reagierten sie auf den Lärm nicht. Ich rannte jetzt auf die Tür zu.

Ich riß sie auf und hörte das Geräusch eines startenden Fahrzeugs.

Es war der Lieferwagen mit der Doppeltür am Heck, der aus der schrägen Parklücke fuhr, die Mitte der Straße erreichte, wo der Fahrer das Lenkrad herumriß, einen Gang höher schaltete und danach sehr stark auf das Gaspedal drückte.

Ich hätte mir jetzt das Glatteis zurückgewünscht. Es war leider nicht

mehr da, auch wenn der Boden wieder gefroren war. Aber er war trocken, die Reifen fanden Halt, drehten nicht durch, und ich sah nur die Heckleuchten des Fahrzeugs.

Mittlerweile stand ich auf der Straße, die Waffe im Anschlag. Auf einen Zuschauer hätte ich wie ein Actionheld gewirkt, nur fühlte ich mich nicht als Held.

Es brachte nichts, wenn ich dem davonfahrenden Wagen nachschoß. Erreichen würde ich nichts, nur Kugeln verschwenden.

Ich ließ die Arme wieder sinken, drehte mich nach rechts und ging zurück in das Haus.

Wieder einmal schritt ich durch den Flur, und das Gefühl in mir verdichtete sich. Schon jetzt füllten mich der Schrecken und die Furcht vor einer schlimmen Entdeckung vom Kopf bis zu den Zehenspitzen aus. Ich erfuhr am eigenen Leib, daß auch ein Geisterjäger zitterte, und ich wußte, wie knapp ich dem Tod entwischt war.

Die Wohnungstür war nicht wieder ins Schloß gefallen. Sie stand noch offen. Ich trat in den schwachen Schein hinein, der mich plötzlich an ein Totenlicht erinnerte, das jemand in der Leichenhalle aufgestellt hatte.

Es war so still in der Wohnung. So verdammt und unnatürlich still. Die einzigen Geräusche stammten von mir. Für einen Moment zögerte ich, bevor ich das Wohnzimmer betrat. Eis schien in kleinen Körnern lautlos über meinen Rücken zu rollen.

Auf der Schwelle stoppte ich abermals meine Schritte. Den Kopf drehte ich nach links. Dort stand der Sessel. In ihm hockte, saß oder lag die Gestalt.

Es war Ellen Bates.

Obwohl sie aussah, als wäre sie eingeschlafen, glaubte ich nicht daran. Ich konnte nur hoffen, daß sie bewußtlos und nicht tot war.

Zitternd und auf Zehenspitzen näherte ich mich dem Ziel. Ich sah zuerst das bleiche Gesicht, und es fiel mir auch der dunkle Punkt auf ihrer Stirn auf.

Ein Loch.

Loch mit rotem Rand!

Ich verkrampfte, dennoch beugte ich mich vor. Dann sah ich den leeren Ausdruck in den Augen.

So sah nur jemand aus, der nicht mehr lebte.

Ich kontrollierte es trotzdem. Der Puls war nicht festzustellen.

Ellen Bates, diese sympathische Frau, die sich an mich um Hilfe gewandt hatte, war eiskalt erschossen worden…

***

Daß ich in einem zweiten Sessel saß, merkte ich schon, aber ich

wußte nicht, wie ich dort hingekommen war. Die letzten Sekunden waren vergangen wie im Traum. Ich war nicht mehr ich selbst gewesen. Ich hatte alles automatisch gemacht, ohne nachdenken zu können und auch zu wollen. Es hatte einfach nicht mehr geklappt. Irgend etwas war in meinem Innern ausgeklinkt. Nur konnte ich nicht für Stunden auf dem Platz sitzen bleiben. Allmählich kam ich wieder zu mir. Sehr bewußt schaute ich jetzt nach vorn und schaute direkt auf die Tote.

Im Flur lag noch ein Toter, das fiel mir jetzt ein. Ich ging zu ihm und untersuchte ihn im Licht meiner Taschenlampe. Der Schein huschte über ein Gesicht hinweg, dessen Haut in der Kälte blau geworden war. Auch hier zuckte kein Auge, als ich hineinleuchtete.

Drei Kugeln waren zumindest in seinen Körper geschlagen. Ob er noch von weiteren getroffen worden war, entdeckte ich nicht. Er lag auf dem Rücken, und ich wollte ihn nicht noch erst umdrehen.

Ich ließ den Mann dort liegen. Zwar hatte ich ihn kurz durchsucht, aber keinen Ausweis gefunden, nur einige Geldscheine, die in seiner rechten Hosentasche steckten.

Eine Fahndung nach dem Lieferwagen anzuleiern, lohnte sich nicht. Ich hatte nicht mal die Automarke erkennen können, geschweige denn das Nummernschild.

Wieder zurück in Ellens Wohnung griff ich zum Telefon. Den Hörer faßte ich mit dem Taschentuch an, um keine Spuren zu verwischen. Ich informierte und alarmierte die Kollegen, die nicht eben begeistert waren, um diese Zeit gestört zu werden. Hinzu kam, daß sie sich noch mit zwei Leichen beschäftigen mußten.

Wortlos legte ich nach meiner Meldung auf. Mir war übel geworden. Ich griff zur Whiskyflasche und nahm einen Schluck. Das Zeug räumte zwar im Magen auf, aber viel besser ging es mir nicht, denn die Eindrücke und die Erinnerungen konnte es nicht vertreiben. Erst recht nicht die Vorwürfe, die ich mir selbst machte.

Ellen Bates war tot. Ich hatte sie zwar noch retten wollen, aber ich war um die berühmte Minute zu spät gekommen. Sonst hätte alles anders ausgesehen.

Sie war tot, ihre Tochter verschwunden, der Spiegel lag bei mir im Wagen.

Trotz der quälenden Selbstvorwürfe versuchte ich, Logik in meine Gedankenwelt zu bringen und stellte mir natürlich als erstes die Frage, weshalb die beiden Killer Ellen Bates aufgesucht hatten.

War es ihnen um die Frau gegangen? Um die Tochter vielleicht?

Oder um den Spiegel?

Wahrscheinlich nicht so sehr um die Frau und auch nicht um Marion. Da mußte der Spiegel schon wichtiger gewesen sein. Sicherlich hatten sie den Auftrag bekommen, ihn zu holen, zu stehlen, und sie hatten

auch bewußt in Kauf genommen, daß sich jemand in der Wohnung aufhielt.

Ellen war tot.

Und was wäre geschehen, wenn sich Marion noch bei ihrer Mutter befunden hätte?

Mir wurde kalt, als ich daran dachte. Ich konnte mir plötzlich vorstellen, daß sie auch auf das Mädchen keine Rücksicht genommen hätten. Irgendwo war es schon gut gewesen, daß sich Marion nicht mehr in der Wohnung befunden hatte, auch wenn mir unbekannt war, welches Schicksal sie nun teilte und wo sie sich aufhielt.

Dieser Anschlag war verflucht feige, heimtückisch und brutal gewesen. So rücksichtslos, als wäre er vom Teufel persönlich inszeniert worden. Möglicherweise traf das im Endeffekt sogar zu. Für mich oder für uns hatte die Arbeit erst begonnen. Suko und ich würden in einigen Stunden anfangen, und der Plan war der gleiche geblieben. Nur war er noch erweitert worden, denn ich würde alles daran setzen, um den heimtückischen Killer zu finden.

Das war ein Mensch gewesen, kein Dämon. Aber dieser Fall lief auch in eine magische Richtung, da brauchte ich nur an den Spiegel zu denken, der in meinem Wagen lag.

Noch waren die Kollegen nicht da. Ich schaute auf die Uhr. Es ging auf die dritte Morgenstunde zu, eine schlechte Zeit, um einen Freund aus dem Bett zu klingeln, aber Suko würde mich verstehen.

Zudem brauchte ich jemanden, mit dem ich reden konnte.

Er hob relativ schnell ab und war auch nicht sauer, als er meine Stimme hörte. Als ich nach dem Grund fragte, meinte er nur, daß ich ihn gerade in einer wachen Phase erwischt hätte.

»Wie ist das bei dir nur möglich?«

»Muß wohl am Mond liegen. Er ist so gut wie voll. Schau mal zum Himmel, aber ich kann mir vorstellen, daß du noch nicht nebenan in deiner Wohnung bist.«

»Das stimmt allerdings.«

»Und du hast Probleme, wie ich deiner Stimme entnehme.«

»Ja, aber die wirst auch du bald bekommen.«

»Dann schieß mal los!«

Ich spulte meinen Bericht ab, und Suko zeigte sich sehr betroffen von dem, was er durch mich erfuhr. Er beschimpfte die Männer als menschenverachtende Bestien und wartete auf Informationen, die ich ihm geben sollte.

»Da muß ich leider passen, Suko. Ich habe nicht mal die Marke des Fahrzeugs erkennen können.«

»Das ist natürlich schlecht.«

»Du sagst es.«

»Und was machen wir?«

»Ich werde den Kollegen sagen, daß sie ein Foto des Toten hier im Haus ins Büro schicken. Wir können nur hoffen, daß er in der Unterwelt bekannt ist und wir so seinen Namen erfahren.«

»Das zum einen. Und zum andern?«

»Um Tillman Bates kümmern wir uns später – gemeinsam.«

»Okay. Weiß er schon Bescheid, daß seine Frau nicht mehr am Leben ist?«

»Seine ehemalige, Suko. Nein, er weiß noch nicht Bescheid. Und ich werde ihn auch nicht anrufen. Es reicht, wenn er später erfährt, was geschehen ist.«

»Du traust ihm nicht – oder?«

»Dazu möchte ich nichts sagen, Suko. Ich weiß nicht, wie sich dieser Fall noch entwickeln wird. Jedenfalls werde ich diesem Menschen mit Vorsicht begegnen.«

»Das ist wohl richtig. Wann sehen wir uns?«

»Nachdem ich eine Runde gepennt habe. Fahr du ruhig schon allein ins Büro. Ich komme später nach. Schreib dir die Adresse des geschiedenen Privatforsches auf. Vielleicht kannst du schon mal Nachforschungen anstellen.«

»Mein Band läuft mit.«

Ich hörte von draußen die Geräusche der ankommenden Wagen.

Die Kollegen waren ohne »Musik« erschienen, da keine Notlage vorlag.

Ich legte auf und erwartete die Mannschaft im Hausflur. Plötzlich war es mit der Ruhe vorbei, auch wenn sie nicht sehr laut sprachen, schien das Haus von einem Sturmwind erfaßt worden zu sein. Die ersten Mieter erwachten, um sie aber kümmerten sich andere, nicht ich, denn ich war mit dem Chef in den Wohnraum gegangen, wo die Tote noch immer im Sessel hockte.

Don Murray schaute sich die Frau an und sagte, als er den Sessel umrundete: »Verdammt, Sinclair, das sieht mir aus wie eine Hinrichtung. Was meinen Sie?«

»Es ist wohl auch eine gewesen.«

»Mal abgesehen davon, daß es für den gewaltsamen Tod eines Menschen nie einen triftigen Grund gibt. Weshalb wurde die Frau so eiskalt umgebracht?«

Ich hob die Schultern.

Murray schob seinen Hut zurück und zeigte mir sein müdes Gesicht mit den dunklen Bartschatten auf den Wangen. »Wissen Sie es nicht, oder wollen Sie es nicht sagen?«

»Ich kenne das genaue Motiv nicht. Es ging möglicherweise um die Beseitigung eines Zeugen.«

»Warum?«

»Das ist eben das Motiv, das ich auch nicht kenne.« Ich winkte ab.

»Lassen wir das. Sie brauchen ein Protokoll, und ich werde Ihnen kurz erklären, wie es zu dieser Tat kam. Sie werden auch erfahren, wie der Mann im Flur starb.«

»Ja, gleich, ich muß nur meinen Leuten noch etwas mitteilen.«

Ich ging in das Zimmer des Mädchens und schaute natürlich auf die Stelle an der Wand, wo einmal der Spiegel gehangen hatte. Jetzt war sie leer, aber der Gegenstand lag in meinem Wagen. Für mich stand fest, daß er in diesem Fall noch eine wichtige Rolle spielen würde.

Murray kam, schaute sich um, nahm auf der Couch Platz und nickte. »Wir können, Kollege.«

Der Kollege – in diesem Fall ich – sprach mit ihm. Murray hörte zu, notierte sich hin und wieder ein Wort oder ein Satzfragment, und ich wußte, daß er die Stichworte später in ein normales Protokoll bringen würde. Zwischendurch stellte er die üblichen Fragen, die ich ihm leider nicht beantworten konnte.

Es sah nicht gut aus, was die Ermittlungen anging, das sagte nicht nur Murray; ich stimmte ihm zu.

»Aber den Toten werden wir identifizieren können.« Ich versuchte, einen vorsichtigen Optimismus zu verbreiten, den Murray in diesem Fall nicht teilte.

»Warum nicht?«

»Nichts gegen die Öffnung der Grenzen, aber in letzter Zeit sind doch viele lichtscheue Gestalten ins Land geschlüpft. Zumeist aus dem Osten, und wir haben die Erfahrungen gemacht, daß wir irgendwelche Täter oft nicht identifizieren können, weil sie eben nicht gemeldet waren und auch keinen festen Wohnsitz hatten. Gut ist die Entwicklung nicht, aber wir sind dabei, eine Kartei der unbekannten Toten anzulegen. Möglicherweise haben wir damit Erfolg.« Es klang nicht optimistisch, was er mir da gesagt hatte.

Im Nebenraum zuckten immer wieder Blitze auf. Dort war der Fotograf damit beschäftigt, Aufnahmen von der toten Frau zu machen.

Das Blitzen erinnerte mich wieder an Ellen Bates. Ich merkte, wie mir eine heiße Woge in den Kopf stieg und ich die Hände zu Fäusten ballte, ohne es eigentlich gewollt zu haben.

Murray verstand mich. »Sie machen sich Vorwürfe wegen des Todes dieser Frau?«

»Ja.«

»Sie haben Ihr Bestes gegeben, Kollege. Wie leicht hätten wir uns mit Ihnen beschäftigen müssen, anstatt mit diesem Killer draußen im Flur. Seien Sie froh. So haben Sie noch die Chance, die Killer zu stellen.«

»Danke für den Trost, aber in diesem Fall fruchtet er nicht bei mir.« Ich erhob mich. »Sie brauchen mich ja nicht mehr, das Protokoll bekomme ich doch zugeschickt…«

»Heute nachmittag, denke ich.«

»Gut, ich werde es unterschreiben, wenn ich im Büro bin.« Per Handschlag verabschiedete ich mich von dem Kollegen und ging wieder zurück in den Mordraum.

Da stand die offene Wanne. Wieder kriegte ich eine Gänsehaut, als ich daran dachte, daß diese Frau nur mehr eine Hülle war, die man in die Erde senkte, wo sie irgendwann verweste und tatsächlich nur mehr Staub und Knochen zurückblieben.

Im Flur spürte ich schon den Kloß in der Kehle, aber auch eine wilde Wut stieg in mir hoch.

Neugierige sah ich in der unteren Region nicht. Nur weiter oben schauten einige Gesichter in die Tiefe. Die Kollegen würden den Bewohnern sicherlich noch Fragen stellen. Ich aber war schon jetzt davon überzeugt, daß dabei nichts herauskam, denn die Menschen hatten geschlafen und zu dieser Zeit nichts gehört.

Als ich nach draußen trat, war es genau halb vier. Allmählich spürte ich die Müdigkeit, die wie ein schweres Metall durch meine Knochen rann.

An Schlaf war nicht zu denken. Ich mußte erst noch nach Hause fahren und dachte dabei auch an den Spiegel, der nun für mich wertvoller denn je geworden war. Er konnte durchaus die Brücke zur Lösung dieses Falls sein.

Die Kälte drückte sich in die Straßen und Gassen zwischen den Häusern hinein. Suko hatte recht beobachtet. Der Mond näherte sich allmählich dem perfekten Kreis. Er sah nicht so sattgelb aus wie im Sommer. Seine Farbe glich mehr einer noch nicht ganz reifen Banane, und der Kreis war auch noch nicht völlig geschlossen. Wolken umlagerten ihn nicht, der Himmel war blank wie selten, so konnten die Sterne die Grüße aus der Unendlichkeit des Alls schicken.

Aber eine gewisse Ellen Bates machten sie auch nicht mehr lebendig, und das machte mir doch zu schaffen.

Wieder einmal erreichte ich meinen Wagen. Bevor ich die Zentralverriegelung löste, warf ich einen Blick auf den Beifahrersitz und war beruhigt, als ich dort die dunkle, schimmernde Fläche sah. Der Spiegel lag also noch dort.

»Du bist die Lösung«, murmelte ich beim Einsteigen. Ich schloß die Tür, schnallte mich an, und meine Stirn zeigte ein Muster aus Falten, denn plötzlich mußte ich wieder an Marion denken.

Ich hoffte natürlich, sie retten zu können, obwohl ich nicht wußte, wo und in welcher Welt sie sich aufhielt. Sollte jedoch alles zu einem glücklichen Ende gelangen, würde sie trotzdem der Schlag des Schicksals wie ein Keulenhieb treffen, denn dann würde sie auch erfahren, daß ihre Mutter nicht mehr lebte. Und vielleicht war ich derjenige, der ihr das beibringen mußte.

Ich konnte mich von diesem Gedanken befreien, aber ein anderer

wollte mir nicht aus dem Sinn. Ich dachte wieder an den Mord an Ellen Bates. Mir fiel auch ein, daß der Killer nicht nur sie hatte umbringen wollen, sondern auch noch eine andere Person.

Ein Mädchen, fast noch ein Kind!

Der Gedanke daran ließ einen weiteren Kloß in meinem Hals entstehen. Durch das Verschwinden in den Spiegel, so folgerte ich, konnte Marion noch einmal Glück gehabt haben.

Mit diesem Gedanken drehte ich den Zündschlüssel. Der Motor sprang sofort an. Ich schaltete Heizung und Gebläse auf die höchste Stufe.

Dann fuhr ich meinem Zuhause entgegen. Endlich, denn die Nacht war hart gewesen…

***

Meine Wohnung, die Zimmer, die Einrichtung, die Küche, das Bett, das alles kannte ich. Es war nichts Besonderes und gehörte einfach zum Durchschnitt. Da war nichts von einem Innenarchitekten geschaffen, die Möbel konnte auch ein Normalverdiener bezahlen, aber zu dieser frühen Morgenstunde war ich froh darüber, diesen Durchschnitt erleben zu dürfen, denn es hätte auch anders kommen können, ganz anders. Da hätte man mich anstatt einer Ellen Bates abtransportieren können.

Ich war leise nach Hause gekommen und hatte auch meinen Freund Suko nicht geweckt. Er und Shao lebten nebenan, obwohl ich mir gut vorstellen konnte, daß Suko nicht mehr eingeschlafen war. Anrufe wie meiner brachten ihn leicht aus der Fassung.

Den Spiegel hatte ich natürlich mitgenommen. Ich stellte ihn in das Schlafzimmer und mußte mir zunächst einmal eine Flasche Wasser aus dem Kühlschrank holen. Mich quälte ein starker Durst, den ich mit einigen langen Schlucken löschte. Zwar hatte ich mir vorgenommen, noch zu schlafen, ob es klappte, war fraglich. Ich faßte noch mal Wasser nach und ging dann in mein Schlafzimmer zurück.

Mit müden Bewegungen schlüpfte ich aus der Kleidung. Zumindest die Hose und die Jacke sahen etwas ramponiert aus, denn auf dem Boden des Hausflurs war es nicht eben sauber gewesen. Die Jacke ließ sich abbürsten, die Hose würde ich wechseln, wenn ich in das Büro fuhr.

Es war schon seltsam, welche Gedanken da auf mich einströmten, aber auch ich litt noch irgendwie an den Folgen dieser Nacht und wurde auch immer an die Ereignisse erinnert, wenn ich den Spiegel bei mir im Schlafzimmer stehenließ.

Er sollte dort bleiben. Irgendwie kam mir dieser Platz sicherer vor, denn ich konnte mir vorstellen, daß es noch andere Personen gab, die hinter ihm her waren.

Dieser Spiegel war etwas Besonderes. Seinetwegen hatte Ellen Bates Besuch bekommen. Ich ging einfach davon aus, denn was hätten diese Typen dort sonst suchen sollen?

Mich machte nur ihre Brutalität stutzig und ließ mich zugleich schaudern. Daß diese Leute nicht auf eigene Rechnung arbeiteten, war mir schon klar, aber wer, zum Teufel, steckte hinter ihnen? Wer hatte sie geschickt und ihnen den Auftrag erteilt?

Das war die große und alles entscheidende Frage, auf die ich eine Antwort finden mußte. Aber nicht mehr in den nächsten beiden oder auch drei Stunden. Auf keinen Fall wollte ich in dieser Zeit wach bleiben. Der Körper verlangte sein Recht.

Als ich mich hinlegte, spürte ich beinahe jeden meiner Knochen.

Da schmerzten die Muskeln, als hätte ich eine gewaltige Kletterei hinter mich gebracht. Es konnte alles an der Müdigkeit liegen, die einfach zu übermächtig geworden war.

Ich lag auf dem Bett.

Es tat gut.

Ich streckte mich. Es tat ebenfalls gut. Wenn ich den Kopf nach rechts drehte, sah ich die nicht geschlossene Tür. Neben ihr hatte ich den Spiegel auf den Boden gestellt und ihn so gekippt, daß er an der Wand seinen Halt gefunden hatte.

Im Schlafzimmer selbst hatte ich kein Licht gemacht, aber es floß durch die offenstehende Tür, und in seinem Schein malte sich auch das Oval des Spiegels ab.

Der helle Rahmen schimmerte golden. Ich dachte an die Dämonenfratzen, die jemand in das Material hineingeschnitzt hatte. Sie waren dunkler als der Rahmen und nicht mehr mit diesem Blattgoldanstrich übermalt worden.

Dann war da noch die Fläche. Geheimnisvoll und düster. Sie sah aus wie die Oberfläche eines dunklen Teichs bei Windstille.

Eigentlich hatte ich den Spiegel gar nicht anschauen wollen. Da er jedoch in meinem Blickwinkel stand, konnte ich nicht anders. Und es fiel mir auch schwer, den Blick abzuwenden. Der Spiegel war wie ein Magnet. So lag ich weiterhin im Bett und blickte ihn an.

Mir ging es gut. Zumindest redete ich mir dies ein. Ich brauchte nichts zu befürchten. Ich spürte auch, wie ich mich entspannte und den Eindruck bekam, als würde sich das Bett unter meinem Körper allmählich auflösen.

Ich flog zwar nicht weg, aber ich fühlte mich wie von starken Armen umfangen, die mich irgendwo mit hinnahmen. Zu einem Ziel, das weit, sehr weit entfernt war.

Eigentlich hätten mir längst die Augen zufallen müssen, nur war das noch nicht geschehen. Ich trieb dahin, ich war nicht wach, aber ich schlief auch nicht, sondern befand mich in einem Zustand zwischen

den beiden anderen.

Das war kein Abtauchen in den Schlaf, aber ich hätte auch nicht mit jemandem sprechen können, der zu mir kam und etwas von mir wollte. Ich lag ziemlich erschlafft da, den Kopf noch in Richtung Spiegel gedreht, wobei ich die Fläche nicht sah, denn meine Augen waren mir zugefallen. Schwere Gewichte lagen auf den Lidern und schienen gleichzeitig noch mit Klammern verstärkt zu sein.

Es war meine Wohnung. Es war mein Zimmer. Alles war in diesem Fall okay. Ich hatte den Punkt der Erschöpfung erreicht, wo ich mich hätte wegtragen lassen können, tief in den Bereich des Schlafes hinein und auch in das das Traums.

Die Zeit existierte für mich nicht mehr. Die Erlebnisse der vergangenen Stunden waren in den Hintergrund gedrängt worden, aber ich merkte schon noch, daß ich in meiner Wohnung lag, und ich hörte plötzlich etwas, das die mich umgebenden Wälle aufweichte.

Geräusche…

Ich registrierte sie, aber ich schaffte es nicht, sie zu identifizieren.

Sie waren nicht laut, doch sie malträtierten mein Gehör. Sie waren einfach da, und sie schälten sich immer stärker hervor.

Nein, das waren keine Geräusche, das waren Stimmen.

Frauenstimmen.

Trotz meines Zustands wußte ich Bescheid. Ein unsichtbarer Helfer schien mich darauf aufmerksam gemacht zu haben, und ich lauschte diesen Stimmen weiterhin.

Sie bewegten sich in meiner Nähe. Als hätte ich Besuch bekommen, wobei sich dieser Besuch direkt neben meinem Bett aufhielt, in dem ich starr wie ein Toter lag.

Die flüsternden Stimmen durchdrangen meine Welt. Sie kamen aus weiter Ferne. Sie wurden herangetragen, als wollten sie mich streicheln. Sie erreichten meine Ohren, und ich war endlich in der Lage, etwas zu verstehen.

»Die Gefahr ist noch nicht vorbei!« sagte die eine Stimme. Sie klang etwas dunkler.

»Welche Gefahr?« Die Stimme war heller. Sie klirrte leise. Es war zu hören, daß sich die Fragerin fürchtete. Das alles bekam ich in meinem Zustand mit. Wahnsinn…

»Sie wollen dich.«

»Aber warum?«

»Ja, sie wollen dich. Sie hätten dich auch bekommen, aber ich habe dich gerettet.«

»Kann ich jetzt nicht mehr nach Hause gehen?«

»Nein, es wäre nicht gut.«

»Nie mehr?«

»Das weiß ich nicht. Vorläufig nicht. Du schwebst dort in einer

Gefahr. Sei froh, daß ich dich geholt habe. So konnten wir den anderen ein Schnäppchen schlagen.«

»Wer ist das denn?«

»Böse Menschen, die nur Böses wollen. Deshalb müssen wir vor ihnen auch fliehen.«

»Werden sie uns verfolgen…?«

»Ich befürchte es.«

»Und dann?«

»Müssen wir eben schneller sein. Wir dürfen nicht warten, denn die geben nicht auf. Sie werden den Zugang finden, und dann müssen wir bereits verschwunden sein.«

»Kennst du denn einen sicheren Platz?«

»Ja.«

»Und wo?«

»Laß dich überraschen.«

»Nein, nein, das will ich nicht. Ich möchte wieder nach Hause. Ich will nicht länger…«

»Du mußt aber, Marion. Noch sind wir nicht in Sicherheit, aber wir können hier nicht zu lange bleiben. Dieses Reich ist nichts für dich, du bist noch nicht soweit. Ich wollte nur nicht, daß es dir so ergeht, wie es mir einmal ergangen ist. Du kannst nur sehr wenigen Menschen trauen, am meisten mir.«

»Aber ich sehe alles.«

»Das kann ich mir denken.«

»Ich sehe die Welt, aus der ich stamme. Ich sehe das Zimmer, und ich sehe den Mann.«

»Ihm kannst du vertrauen.«

»Sollen wir nicht zu ihm gehen?«

»Warum?«

»Ihm sagen, daß…«

»Er schläft.«

»Das ist richtig, Caroline, aber ich habe das Gefühl, daß er uns hören kann.«

»Vielleicht. Er wird seine Pflicht tun. Wir werden die unsere tun. Ich möchte dich nur retten.«

»Ja, wenn das so ist – schade eigentlich. Ich hätte ihm gern noch etwas mitgeteilt.«

»Später vielleicht…«

Die Stimmen versickerten. Sie schwebten davon, als würden sich Engel entfernen. Schließlich waren sie ganz verschwunden, zumindest für mich.

Ich schlief. Oder nicht? Ich hörte sie zumindest nicht mehr, aber ich selbst befand mich in einem ungewöhnlichen Zustand. Ich hätte eigentlich wach werden wollen, der Wille dazu war vorhanden, nur

blieb ich trotzdem liegen, als hätten sich schwere Gewichte gerade meinen Körper ausgesucht.

Wieder tauchte ich weg. Hinein in die Leere, auch in die Lautlosigkeit. Ich schlief, ich mußte schlafen und mich ausruhen, und ich träumte davon, daß sich jemand meinem Bett näherte und mir einen Blick zuwarf.

Den Mann kannte ich gut. Es war ein Freund, denn Suko war gekommen, um nach mir zu schauen. Er sagte sogar etwas, aber ich konnte ihm keine Antwort geben. Dann ging er wieder weg. Mir kam es vor, als würde er sich einfach auflösen.

Einen Ruck spürte ich nicht, aber es kam mir so vor, denn diesmal sackte ich weg in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Ich hörte keine Stimmen. Ich sah keine verschwommenen Bilder.

Das Unterbewußtsein schickte mir nicht mehr zu, als ich im Traum verarbeiten konnte. Ich schlief tief und fest, bis ich plötzlich erwachte.

Auf einmal war ich voll da, setzte mich sofort auf, nachdem ich die Augen geöffnet hatte, und blickte mich erstaunt in meinem Schlafzimmer um. Natürlich war die Erinnerung da, und der erste Blick galt dem Spiegel, der noch dort stand, wo ich ihn abgestellt hatte.

Den zweiten Blick schickte ich zum Fenster. Was ich dort sah, gefiel mir nicht so sehr. Nicht daß ich ein Freund der Dunkelheit gewesen wäre, aber draußen hatte sich der helle Tag ausgebreitet. Der Blickausschnitt durch das Fenster sah aus wie eine Postkarte, bei der vor allen Dingen der blaue Himmel auffiel. Winterlich blau und auch wolkenlos, wie frisch gestrichen.

Die Sonne sah ich nicht. Ich wußte, daß sie schien. Das war im Wetterbericht vorausgesagt worden. Ich schüttelte den Kopf, schaute erst gar nicht auf die Uhr, sondern konzentrierte mich auf mich selbst und stellte dabei fest, daß ich mich ziemlich fit fühlte. Der Schlaf der letzten Stunden hatte mich doch einigermaßen erfrischt.

Er hatte, wie man so schön sagt, richtig gutgetan.

Ich saß auf der Bettkante, die Beine angewinkelt, die Hände auf die Oberschenkel gestützt, schaute wieder den Spiegel an und suchte darin nach einer Veränderung.

Es gab sie nicht.

Die Fläche sah aus, wie ich sie in Erinnerung behalten hatte.

Und doch hatte er sich auf eine ungewöhnliche Art und Weise gemeldet, während ich im Bett gelegen und geschlafen hatte. Ich erinnerte mich dunkel daran, Stimmen gehört zu haben. Fremde Stimmen und keine Männerstimmen.

Da hatten sich zwei weibliche Wesen unterhalten. Mehr aber auch nicht. Mir fiel trotz angestrengten Nachdenkens nicht ein, worüber sich die beiden unterhalten hatten. Zudem überlegte ich jetzt –

während ich mich erhob –, ob ich mir die Stimmen vielleicht eingebildet hatte.

Da mir im Moment keine Lösung einfiel, dachte ich darüber auch nicht weiter nach, verließ mein Schlafzimmer und ging ins Bad.

Wenn man schon verschläft, so wie es bei mir der Fall gewesen war, dann durfte man alles tun, nur eines nicht: nicht in Hektik und Panik verfallen, sondern alles ruhig angehen lassen. Hetze und Ärger führten letztendlich zu einer Nervosität, die überhaupt nicht gut war.

Das nahm ich mir alles vor und stieg dann in die Duschwanne. Die heißen Strahlen taten mir gut. Ich hörte zwar das Telefon, ging aber nicht hin, um abzuheben. Im Moment konnten sie mich alle mal kreuzweise. Ich mußte erst wieder fit werden. Wäre ich in der Nacht voll gewesen, so hätte ich noch mehr Schwierigkeiten gehabt. Nun aber drehten sich meine Gedanken wieder normal, und ich rubbelte mich ab, nachdem ich es bestimmt fünf Minuten in der Duschkabine ausgehalten hatte.

Das tat wirklich gut. Das Haar fönte ich nicht, kämmte es nur kurz durch, zog mich an und ging dann in den Wohnraum, wo auch mein tragbares Telefon liegen mußte.

Nein, es war nicht da. Ich fand es in der Küche. Sukos Nummer war schnell eingetippt, und noch schneller meldete sich mein Freund.

»Ich bin es«, sagte ich nur.

»Ahh, guten Morgen, Sir.«

»Den habe ich auch.«

»Wieder fit?«

»Wie ein Turnschuh.«

»Das ist gut. John. Ich hatte vor kurzem schon einmal angerufen, aber da ist…«

»Ich stand unter der Dusche.«

»Okay. Dann kann ich Shao ja Bescheid sagen.«

»Wieso denn das?« fragte ich überrascht.

»Sie wird mit einem Frühstück zu dir kommen. Zumindest hat sie das angekündigt.«

»Himmel, ihr verwöhnt mich ja.«

»Du wirst noch gebraucht. Ich soll dir auch die besten Grüße von Glenda und Sir James bestellen. Inzwischen ist der Alte auch schon informiert worden…«

»Was sagt er denn?« unterbrach ich Suko.

»Nicht viel, John, aber er nimmt die Dinge keinesfalls auf die leichte Schulter.«

»Das wird wohl sein. Kann er auch nicht. Gibt es sonst etwas Neues, was die Vorgänge der vergangen Nacht angeht?«

»Nein, noch nicht. Ich habe mit Murray telefonieren wollen, aber er hatte dienstfrei. Sein Stellvertreter war informiert. Im Moment bemüht

man sich, die Identität des toten Killers festzustellen, scheint trotz der modernen Datenbanken nicht ganz einfach zu sein. Macht aber nichts, der Tag ist ja noch jung. Dann kann ich dich nach dem Frühstück hier erwarten?«

»Das ist sicher.«

»Bringst du den Spiegel mit?«

Ich schwieg. Suko ließ mir auch Zeit, bis ich die Antwort gefunden hatte. »Bei dem Spiegel erinnerst du mich an etwas«, sagte ich leise.

»So?«

Ich berichtete ihm von meinem Schlaf und kam dann auf die beiden Stimmen zu sprechen, die ich gehört und mir nicht eingebildet hatte. »Es waren weibliche Stimmen, Suko, und ich gehe auch jetzt noch davon aus, daß sich Caroline und Marion unterhalten haben. Wobei eine die andere warnte.«

»Vor wem?«

»Wenn ich das wüßte«, gab ich zurück. »Ich glaube nicht, daß es eine Warnung vor einer konkreten Gefahr war. Die beiden sprachen mehr allgemein darüber. So habe ich leider nur wenige Informationen sammeln können, was sich hoffentlich bald ändern wird.«

»Okay, dann frühstücke erst mal.«

»Ich kann auch zu Shao gehen.«

»Mach das.«

Ich legte auf und war froh, daß es mir wieder gutging. Nur flüchtig dachte ich noch an die Ereignisse der vergangenen Nacht, in der ich nur haarscharf überlebt hatte. Aber so etwas passierte immer wieder bei einem Job wie dem meinen.

Bevor ich die Wohnung verließ, ging ich noch einmal zurück in das Schlafzimmer, wo der Spiegel stand.

Er hatte sich nicht bewegt, stand noch an derselben Stelle, und er zeigte keine Spur einer Veränderung. Ich würde ihn mit ins Büro nehmen, doch zuvor ging ich nach nebenan, um Shao einen Besuch abzustatten…

***

»Gib mir die Hand, Marion.«

Die Angesprochene zögerte noch. »Und dann?« fragte sie.

»Mach schon, gib sie mir.«

»Gut, Caroline, wie du willst. Ich vertraue dir. Es ist alles okay, nicht wahr?«

»Ja, es ist gut, wir brauchen nichts zu befürchten.«

Marion Bates streckte die Hand aus. Sie wußte, daß die neue Freundin an ihrer rechten Seite stand, und sie spürte sehr bald den Kontakt mit der anderen Hand.

Ein Kontakt, der ihr seltsam vorkam. Es war zwar eine menschliche

Hand, das stand außer Frage, aber die kam Marion nicht so vor.

Ihr fehlte einfach die Wärme der Haut und so etwas wie ein gewisses Fluidum. Erklären konnte sie es nicht, aber sie erinnerte sich daran, daß sie sich anders gefühlt hatte, wenn sie die Hand ihrer Mutter berührte. Da war sie sich immer beschützt vorgekommen, was sie jetzt leider nicht erlebte.

Überhaupt – die Mutter!

Marion hatte sie lange nicht mehr gesehen. Ob Stunden oder Tage, das konnte sie nicht genau sagen. Sie war verschwunden, und Marion war ebenfalls verschwunden. Sie hatte sich in einer Zone oder einem Gebiet herumgetrieben, wo die Zeit einfach nicht vorhanden war. Sie schien dort verlorengegangen zu sein, und so hatten sich die beiden Mädchen in einem zeitlosen Zustand bewegt. In einer fremden Welt, zumindest für Marion, aber es war ihnen auch gelungen, von dieser Welt ausgehend, in die normale hineinzuschauen.

Manchmal hatte Marion Fragmente und Szenen gesehen, an die sie sich nicht genau mehr erinnern konnte. Sie war jedoch der Meinung, daß sich alles in einer bekannten Umgebung abgespielt hatte, möglicherweise sogar bei ihr zu Hause.

Sie spürte noch immer den Druck der anderen Hand und wenig später den leichten Zug nach vorn, ein Zeichen, daß Caroline nicht mehr mit ihr auf einer Stelle stehenbleiben wollte. Marion wußte auch, daß sie ein neues Ziel hatte, aber was dieses Ziel genau war, dahinter war sie noch nicht gekommen. Es war ihr auch nicht gesagt worden, sie sollte sich einfach überraschen lassen.

Marion Bates gab dem Zug dieser Hand nach. Sie bewegte die Beine, sie spürte dabei so gut wie keinen Widerstand unter den Füßen, aber sie merkte schon, daß sie sich dem hellen Ausschnitt näherte.

Dem Ziel.

Die andere Welt – die bekannte Welt.

Wolken schoben sich plötzlich vor ihre Augen. Etwas Kaltes berührte sie, und Marion erinnerte sich daran, ein ähnliches Gefühl schon einmal erlebt zu haben, als aus dem Spiegel die Hand gedrungen war, um sie zu halten.

Jetzt erlebte sie es umgekehrt, denn zusammen mit Caroline verließ sie die Welt des Spiegels und trat in eine neue, in die normale, die ihr trotzdem fremd war.

Bevor sie sich verwirrt umschaute, hatte sie den Eindruck gehabt, zu wachsen. Das war rasch vorbeigegangen, die fremde Welt aber war geblieben.

Verwirrt schaute sich Marion um und war dabei froh, daß ihre neue Freundin sie noch an der Hand hielt. Schlafzimmer kannte sie, und tatsächlich befanden sie sich in einem Schlafzimmer. Für Marion ebenso fremd wie für ihre Freundin.

Das helle Tageslicht fiel durch ein breites Fenster, und die Strahlen der Sonne schienen auf ein nicht gemachtes Bett. Es sah aus, als wäre soeben jemand aus dem Bett gestiegen, um sich anzuziehen, weil er das Haus verlassen wollte.

»Wo sind wir hier?« fragte sie. »Kennst du dich hier aus, Caroline?«

»Nein, Marion. Aber wir sind dort, wo man den Spiegel hingebracht hat. Das steht fest.«

Marion konnte nur staunen. Sie staunte auch noch, als sie den Kopf nach rechts drehte, um Caroline anzuschauen. Dabei erblickte sie ein junges Mädchen, das völlig anders aussah als sie. Caroline hatte sehr dunkles, halblanges Haar, sie trug ein dunkles, schlicht geschnittenes Kleid mit hellen Knöpfen und hatte Schuhe an, auf der zwei helle Schnallen schimmerten.

Ihre Haut sah noch immer ungewöhnlich aus, fast wie die einer Puppe, auch so starr.

Marion ließ die Hand ihrer Freundin los, weil sie sich umdrehen wollte. Sie sah den Spiegel, der auf dem Boden stand und mit der Rückseite an der Wand lehnte. Automatisch kam ihr ein Schauer, wenn sie daran dachte, daß sie selbst in diesen so flach aussehenden Spiegel eingetaucht war, aber trotzdem durch eine Welt gewandert war, die für sie grenzenlos gewesen war.

Die Rätsel nahmen zu, aber Marion weigerte sich zunächst, über eine Lösung nachzudenken. Statt dessen bewegte sie sich auf das Zimmerfenster zu, blieb davor stehen und schaute nach draußen in den hellen Wintertag, in das bleiche Licht der Sonne, das sie leicht blendete. Sie beschattete die Augen mit den Händen, entdeckte andere Dächer und tief unter sich die Straßen, über die die zahlreichen Fahrzeuge rollten.

»Wir sind sehr hoch, Caroline, bestimmt in einem Hochhaus.«

»Glaube ich auch.«

»Und wer wohnt in dieser Wohnung?«

»Der Mann, der den Spiegel mitnahm.«

»Das weiß ich auch. Aber wer ist es?«

»Kennst du ihn nicht?«

»Wieso?«

»Ihr hattet doch Besuch. Ich habe es nicht nur gehört, sondern auch gesehen. Da ist dieser Mann gekommen, den deine Mutter gerufen hat. Stimmt doch – oder?«

»Ja, das ist wahr.«

»Er wird den Spiegel geholt haben. Deshalb werden wir uns auch in seiner Wohnung befinden.«

»Und wo ist der Mann jetzt?«

Caroline hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Er ist wohl weggegangen.«

Marion hatte sich wieder gedreht und schaute die Freundin über das Bett hinweg an. »Meine Mutter hat ihn nicht nur einfach so geholt. Sie hatte Angst, sie wollte, daß er ihr oder uns half, und dabei ging es um mich, glaube ich.«

»Wieso denn?«

»Ich habe schon früher mit dir gesprochen. Bevor wir uns kennenlernten.«

»Das hat sie beunruhigt.«

»Ja, sie bekam Angst um mich. Deshalb holte sich auch Hilfe. Jetzt weiß ich wieder den Namen. John Sinclair.«

»Und, was denkst du über ihn, Marion?«

»Weiß nicht genau.«

»Ist er gut oder schlecht? Was hast du für ein Gefühl?«

»Eher gut.«

»Dann können wir ja zufrieden sein.«

»Und was sollen wir jetzt machen?« fragte Marion mit weinerlich klingender Stimme. Sie kam sich plötzlich so verloren vor. »Was sollen wir tun? Wir können nicht hier in der fremden Wohnung bleiben. Ich weiß auch, daß sich meine Mutter Sorgen macht. Ich möchte sie anrufen und ihr Bescheid geben, daß es mir gutgeht. Das verstehst du doch – oder?«

Caroline nickte ihr zu, als sie murmelte: »Ja, Marion, das verstehe ich. Das verstehe ich sogar sehr gut. Aber…«

»Bitte kein Aber…«

»Doch!«

»Warum denn?«

Caroline streckte ihr die Hände entgegen. »Komm her, Marion, bitte, komm zu mir!«

»Warum?«

»Tu es einfach.«

Das blonde Mädchen löste sich vom Fenster und schritt um das Bett herum auf Caroline zu. Sie war fest entschlossen, Caroline nach den Gründen zu fragen, aber sie schaute plötzlich in die dunklen Augen des anderen Mädchens, und darin lag der Ausdruck, gegen den Marion nicht ankam. Er glich bereits einem geistigen Befehl, der Marion auch erreichte und alles aus ihrem Kopf herausräumte, was nach Carolines Meinung unwichtig war. Es blieb einzig und allein die Botschaft des dunkelhaarigen Mädchens zurück.

Marion hatte den Anruf vergessen. Sie vertraute von nun an voll und ganz auf Caroline, die den Mund zu einem Lächeln verzogen hatte, als wollte sie jemanden willkommen heißen. »Wenn ich bei dir bin, wird dir nichts geschehen, meine Liebe.«

»Ja, das glaube ich jetzt auch. Aber wir könne nicht in der Wohnung bleiben – oder?«

»Nein, das hatte ich nicht vor.«
»Und was sollen wir tun?«
»Wir gehen weg.«
»Wohin?«
»Ich erzähle es dir später.«
»Und was ist mit dem Spiegel? Willst du ihn hier in der Wohnung lassen, oder nehmen wir ihn mit?«
»Wir nehmen ihn mit.« Caroline lachte, als sie das überraschte Gesicht der neuen Freundin sah. Sicherlich dachte Marion auch an das Gewicht des Spiegels, das schien Caroline nicht zu stören. Sie war schon dorthin gegangen, wo neben dem Kleiderschrank ein rehbrauner Koffer auf dem Boden stand, der von den Umrissen her etwas größer war als der Spiegel, so daß dieser bequem dort hineinpaßte.
Marion Bates war in diesem Fall nicht mehr als eine Statistin. Sie schaute zu, wie Caroline den Koffer auf den Boden legte, den Deckel anhob, danach den Spiegel nahm und ihn in der unteren Hälfte des Koffers verstaute. Sie schnallte ihn sogar noch mit dem Riemen innen fest, klappte den Deckel wieder zu und war zufrieden.
»Es geht doch«, sagte sie.
Marion wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. »Jetzt sollen wir gehen?«
»Es wäre günstig.«
»Aber warum denn?«
»Ich möchte dir etwas zeigen.«
»Und was?«
Caroline blieb ruhig. »Keine Aufregung, Marion. Du wirst es noch früh genug sehen, und ich kann dir schon jetzt sagen, daß es dich auch interessieren wird.«
»Meinst du wirklich?«
»Verlaß dich auf mich.«
Hundertprozentig hatte Caroline die blonde Marion nicht überzeugen können. Sie suchte nach Einwänden und fand auch welche.
»Ich möchte aber nicht nach draußen.« Sie strich über ihr Kleid und rückte die verrutschte Brille wieder zurecht. »Draußen ist Winter. Es ist kalt. Ich habe nur das Kleid an und…«
»Hol dir Sachen aus dem Schrank!«
Die Augen hinter der Brille weiteten sich. »Von einem Erwachsenen?«
»Ja, wenn du eine Strickjacke findest.«
»Und was machst du?«
Caroline lächelte weise. »Ich friere nicht, Marion. Verlaß dich darauf.«
»Na ja, ich weiß nicht so recht.«
»Tu es.«

Das blonde Mädchen ging zum Kleiderschrank, öffnete dort eine Tür und war nicht mal enttäuscht, als es nur Männerkleidung sah, die ihr zu groß war.

Eine Strickjacke fand sie trotzdem. Sie lag zusammengefaltet in einem für sie erreichbaren Regalfach. Eine dunkelblaue Strickjacke mit Lederflicken in Höhe der Ellenbogen.

Die streifte sie über und mußte lachen, als sie feststellte, daß ihr die Jacke bis fast zu den Waden reichte, aber Caroline wußte auch jetzt Rat. Sie deutete an, daß Marion die Jacke vor ihrem Körper verknoten konnte, was sie auch tat. So gekleidet wirkte sie bereits ganz anders.

»Das geht doch.«

»Meinst du?«

»Für die kurze Strecke schon.«

»Dann gehen wir nicht weit?«

Caroline wiegte den Kopf. »Das will ich nicht sagen, aber wir werden ein Taxi nehmen.«

»Hast du denn Geld?« wollte Marion erstaunt wissen.

»Wir brauchen es nicht.«

Marion Bates wollte etwas sagen, doch die Antwort der Freundin hatte so sicher geklungen, daß sie lieber darauf verzichtete. Sie wußte, sie würde den kürzeren ziehen.

Caroline griff nach dem Koffer. Sie hob ihn hoch, als hätte er kein Gewicht.

»Gehen wir jetzt?«

»Ja.«

Marion schaute sich noch einmal um wie jemand, der von etwas Abschied nehmen wollte. An ihre Mutter dachte sie nicht mehr. Diese Person schien aus ihrem Gedächtnis ausradiert worden zu sein.

Statt dessen war sie gespannt, wie es weitergehen würde, und sie folgte Caroline, die sich gedreht hatte und schon auf die Schlafzimmertür zuging.

Vor der Tür blieb sie stehen, wobei sie über ihr dunkles Haar strich, als wollte sie es glätten.

»Hast du was, Caroline?«

»Nein, eigentlich nicht. Ich möchte dir nur sagen, daß wir uns völlig normal verhalten werden. Wir gehen aus der Wohnung und nehmen den Lift nach unten.«

»Das denke ich auch.«

Caroline schaute Marion noch einmal an. Es waren beinahe nur ihre Augen zu sehen, und Marion hatte den Eindruck, in beiden ertrinken zu müssen. Sie spürte auch keinen Atem, der sie hätte streifen müssen, weil Caroline so nahe bei ihr stand. Von dieser neuen Freundin ging überhaupt keine Regung aus.

»Warum schaust du so?«

»Ich wollte nur sehen, wie es dir geht.«
»Gut, glaube ich.«
»Du brauchst auch keine Angst zu haben, solange ich bei dir bin.«
Nach diesen Worten griff Caroline zur Türklinke und öffnete. Der Weg war frei für die beiden Mädchen, die über die Schwelle schritten, im Flur standen und auch auf die Türen der beiden Lifts schauten. Sie suchten sich den am nächsten liegenden aus, holten ihn hoch und stiegen ein. Sie taten alles so normal, als gäbe es nichts anderes auf der Welt. Caroline stellte den Koffer vor ihre Füße. Sie lächelte und sah zufrieden aus.
»Ich bin immer noch gespannt darauf, wo du mich hinbringst, Caroline.«
»Du wirst zufrieden sein.«
»Na ja…«
Caroline schwieg und ließ ihre Freundin auch weiterhin im unklaren. Marion gefiel es in der Kabine nicht besonders, sie war froh, als sie die untere Etage erreicht hatten und aussteigen konnten. Wieder betraten die Mädchen eine fremde Umgebung. Diese aber war wesentlich größer und nicht so begrenzt wie eine Wohnung, denn sie befanden sich in einer Halle. Linkerhand lag der Ausgang. Eine große Tür, die sich vor den Menschen öffnete, sobald diese einen Kontakt berührt hatten.
Um diese morgendliche Zeit war die Halle ziemlich leer. Die meisten Bewohner waren zu Arbeit gefahren, andere – zumeist Frauen – tätigten Einkäufe, die Kinder waren wieder in der Schule, aber die beiden waren trotzdem nicht allein, denn vor seinem Glaskasten stand ein Mann im grauen Kittel auf einer Leiter, hörte der leisen Musik aus einem Kofferradio zu und war ansonsten dabei, die Scheiben seiner kleinen Kontrollbehausung zu reinigen.
Er drehte den Mädchen den Rücken zu, aber Marion dachte sofort daran, daß es Ärger geben würde, wenn der andere sie entdeckte.
Zwar hatte er am Rücken keine Augen, doch in der Scheibe spiegelte sich ein Teil der Halle, und so würde es zwangsläufig dazu kommen, daß er die beiden Mädchen entdeckte.
Das schien Caroline nichts auszumachen. Normal und sicher bewegte sie sich auf den Eingang zu. Den putzenden Hausmeister schien sie gar nicht zur Kenntnis zu nehmen.
Wenig später befanden sie sich mit dem Mann auf gleicher Höhe, der noch immer nicht reagiert hatte. Marion mußte grinsen und hatte Mühe, sogar ein glucksendes Lachen zu unterdrücken. Wenn der wüßte, was hinter ihm geschah, dann…
Noch zwei Schritte bis zum Kontakt.
Dann noch einer.
»He, ihr beiden, wer seid ihr denn?«

Entdeckt! schrillte es durch Marions Kopf. Er hat uns entdeckt. Er wird uns nicht kennen. Er weiß genau, daß wir nicht in das Haus gehören. Jetzt wird er Fragen stellen. Es zuckte ihr in den Beinen, einfach zu starten und auf die Tür zuzurennen, aber sie ließ es bleiben, denn Caroline war stehengeblieben. Es schien ihr überhaupt nichts auszumachen, daß sie angesprochen worden war.

Der Hausmeister stieg die beiden Stufen der Leiter hinab, blieb neben ihr stehen und drehte sich um. Er fixierte die beiden Mädchen mit beinahe schon bösen Blicken und plusterte sich dabei auf, wie es seiner Meinung nach einer Respektsperson zustand.

»Wer seid ihr denn?«

Die Mädchen schwiegen.

»Und was machen wir jetzt?« flüsterte Marion.

»Du tust nichts, ich übernehme das!«

»Wie denn?«

»Laß mich nur machen!«

»Kriege ich keine Antwort? Seid ihr stumm, ihr beiden, oder was ist mit euch los?«

»Nein, wir sind nicht stumm«, antwortete Caroline und ging auf den Mann zu. Sie schritt sehr sicher aus und hielt den Blick ihrer Augen dabei auf sein Gesicht gerichtet.

»Wo kommt ihr denn her?«

»Von oben.«

»Hör auf, mich auf den Arm nehmen zu wollen, Kleine. Ich kenne die Mieter hier. Auch die Kinder, die hier wohnen. Es sind nicht viele. Euch müßte ich demnach auch kennen. Aber ihr wohnt nicht hier. Habt ihr euch eingeschlichen?«

»Nein, das haben wir nicht«, sagte Caroline.

»Wo kommt ihr dann her!«

»Lassen Sie uns gehen!« Caroline hatte ruhig und gelassen gesprochen, aber der harte Klang in ihrer Stimme war nicht zu überhören gewesen, und das merkte auch der Hausmeister, der sich prompt über den Tonfall beschwerte.

Er brachte nur zwei Worte hervor, dann verstummte er mitten im Satz, weil er plötzlich den Eindruck hatte, den Boden unter den Füßen zu verlieren und wegzuschwimmen. Es war alles anders geworden. Er schwebte in einer fremden Welt, in der es nur zwei dunkle Augen gab und sonst nichts. Die Augen, die Augen – er wollte sie nicht. Er wollte nicht hineinschauen, er mußte sich abwenden.

»Ja, geht nur!« hörte er sich selbst sprechen, wobei ihm die eigene Stimme vorkam, als wäre sie meilenweit entfernt, und auch die allmählich unnormal verrinnende Zeit bekam er nicht mehr voll mit.

Er war neben seiner Leiter eingeschlafen, erwachte intervallweise und hörte die Musik aus dem Radio immer lauter.

Dann war er wieder voll da.
Verwirrt schaute er sich trotzdem um. Sein Gedächtnis hatte nicht gelitten. Er erinnerte sich daran, zwei Mädchen gesehen zu haben.
Ein blondes und ein schwarzhaariges, wobei die mit den dunklen Haaren sogar mit ihm gesprochen hatte.
Aber was?
Er wischte verwirrt über seine Stirn. Dann lief er auf die Tür zu, die sich vor ihm teilte, so daß er durch die Lücken nach draußen in die Kälte eilen konnte.
Von den beiden Mädchen war nichts zu sehen. Eine von ihnen hatte sogar einen Koffer bei sich gehabt. Bestimmt randvoll mit Gegenständen, die sie aus einer Wohnung geholt hatten.
Das hätte der Mann noch akzeptieren können, nicht aber seinen persönlichen Zeitverlust und das Verschwinden der Kinder.
Mit rechten Dingen war das nicht zugegangen. Er atmete tief durch, als sollte ihn die kalte Luft wieder klar im Kopf machen. Das schien auch zu klappen, und in seinem Kopf reifte allmählich ein Plan.
Er glaubte nicht, daß er sich lächerlich machte, wenn er einen bestimmten Mann anrief, der in diesem Haus wohnte und sich beruflich um rätselhafte Fälle kümmert.
Der Mann war John Sinclair, und dessen Rufnummer hatte der Hausmeister in seinem Kopf gespeichert…

***

Shao schaute mich an und lächelte mir dabei ins Gesicht. »Was hast du?« fragte ich.
»Nun ja, ich hoffe, daß es dir geschmeckt hat.«
»Und wie.«
»Das sieht man auch.«
Da hatte sie nicht unrecht. Ich fühlte mich nicht nur satt, ich sah auch irgendwie satt aus, was Shao wohl bemerkt hatte. Es war ihr auch gelungen, mich schon zum Frühstück zu mästen. Es hatte Rührei gegeben, Toastbrot, Konfitüre und aufgebackene Croissants.
Zu dieser festen Nahrung hatte ich drei Tassen Kaffee getrunken, den sie extra für mich gekocht hatte. Normalerweise trank Shao zum Frühstück nur immer Tee.
»So, und jetzt bist du wieder fit fürs Büro – oder?«
»Fürs Büro vielleicht noch nicht. Aber fit schon, wenn auch wieder etwas träge.«
»Das gibt sich.« Shao schob ihre Tasse zur Seit und fuhr durch das lange Haar, das sie an diesem Morgen nicht festgesteckt hatte. Es umhing wie ein Vorhang ihren Kopf. »Suko hat mich schon in etwa eingeweiht, aber ich würde gern von dir wissen, wie es weitergeht. Der Fall ist ja mehr als rätselhaft, und ein wichtiges Indiz ist auch der

Spiegel.«
»Stimmt.«
»Steht er immer noch in deiner Wohnung?«
»Ja.«
»Kann ich ihn sehen?«
»Klar, kannst du das. Ich muß sowieso noch mal kurz rüber und meine Jacke holen. Außerdem wollte ich den Spiegel mit ins Büro nehmen. Da ist er mir sicherer.«
»Soll Glenda auf ihn achten?«
»Ja. Oder später Jane Collins und Lady Sarah. Ich weiß es nicht so genau. Suko und ich werden uns um diesen Tillman Bates kümmern müssen. Auf der anderen Seite bin ich auch gespannt, ob die Kollegen den Toten identifiziert haben. Das würde uns ein großes Stück weiterbringen, glaube ich zumindest.«
»Kann sein.«
Shao hatte sich erhoben und steckte ihren Wohnungsschlüssel ein.
Ich folgte ihr bis zur Tür. An diesem Morgen trug sie eine schwarze Hose und eine weiße Bluse mit Pumpärmeln. Beides stand ihr gut.
Ich ging hinter ihr her und betrat trotzdem als erster meine Wohnung. Zwei Schritte ging ich in den Flur hinein, dann blieb ich stehen.
Hinter mir schloß Shao die Tür. »Hast du was, John?«
»Wieso?«
Shao antwortete und lachte zugleich. »Du machst den Eindruck eines Mannes, der darüber nachdenkt, ob alles in Ordnung ist. Liege ich da richtig?«
»In etwa schon«, gab ich zu. »Tatsächlich kommt es mir vor, als würde einiges nicht stimmen.«
Ich wußte nicht, was es war. Es war einfach das Gefühl, als hätte sich jemand während meiner Abwesenheit in der Wohnung aufgehalten.
Ich betrat den Wohnraum, schaute mich um, sah aber nichts. Statt dessen fragte Shao hinter mir: »Wo hast du denn den Spiegel hingestellt?«
»Ins Schlafzimmer.«
Sie nahm die Sache in die Hand. »Okay, ich schaue mal nach.« Bevor ich sie aufhalten konnte, war sie schon an mir vorbeigegangen und hatte das Schlafzimmer betreten, während ich im Wohnraum zurückblieb und noch immer grübelte.
Bildete ich mir etwas ein, oder war es mir gelungen, instinktiv eine Veränderung zu erfassen?
So genau wußte ich es nicht, aber Shaos Stimme riß mich aus meinen Überlegungen. »Wo hast du den Spiegel denn hingestellt, John?«
»Rechts neben der Tür an die Wand.«
»Aha. Da ist er aber nicht mehr.«

Ich glaubte, mich verhört zu haben. »Bitte? Was hast du gesagt, Shao?«

»Ich finde ihn nicht, und blind bin ich auch nicht.«

Mir schoß eine siedendheiße Welle in den Kopf. Nein, die kleine Welt um mich herum drehte sich nicht, aber was Shao mir da gesagt hatte, das mußte ich schon als eine verdammt böse Überraschung ansehen.

Ich lief in das Schlafzimmer hinein, wo ich Shao auf dem Bett sitzen sah. Sie schaute genau gegen die Wand, wo der Spiegel stehen mußte, aber er stand nicht mehr dort.

»Siehst du ihn, John?«

»Hör auf, Mensch!«

Sie sah, was mit mir los war und schwieg. Ich war wie vom Blitz getroffen. Bei allen guten und bösen Geistern, damit hatte ich beim besten Willen nicht gerechnet und nicht rechnen können. Wer hatte den Spiegel aus dem Zimmer entfernen können? Wer hatte überhaupt Zutritt zu meiner Wohnung, abgesehen von meinen Freunden, die einen Zweitschlüssel besaßen? Niemand sonst, und am Schloß waren mir auch keine Unregelmäßigkeiten aufgefallen. Ich mußte mich erst einmal setzen. Dann hockte ich neben Shao wie ein begossener Pudel auf der Bettkante und versuchte, meine Gedanken zu ordnen, was mir nicht gerade leicht fiel.

Man mußte mir den Spiegel in der Zeit gestohlen haben, als ich mich bei Shao aufgehalten hatte.

Gestohlen…

Wirklich gestohlen? War jemand eingedrungen, oder gab es noch eine andere Möglichkeit?

Diese andere Möglichkeit wollte mir nicht aus dem Sinn. In meinem Kopf formierte sich allmählich eine Idee, die ich leider noch nicht konkretisieren konnte. Sie hing allerdings mit dem Spiegel zusammen und mit seiner rätselhaften Kraft oder Magie.

Jemand war aus dem Spiegel gestiegen. Ein Mädchen namens Caroline. Und dieses Mädchen hatte sich ein anderes geholt, eine gewisse Marion Bates. Beide waren dann in der Spiegelfläche verschwunden wie sich auflösende Geister. Ich hatte sie danach nicht mehr gesehen, allerdings gehört, denn ihre Stimmen in der Nacht waren mir noch in der Erinnerung geblieben. Sie hatten sich also sehr nahe bei mir aufgehalten, tatsächlich aber weit entfernt, das aber konnte ich vergessen.

Umgekehrt!

Ich mußte umgekehrt denken, und ich dachte auch umgekehrt. Ich ging davon aus, daß die beiden nicht nur in den Spiegel hineingegangen waren, er konnte möglicherweise für sie auch als ein Tor nach draußen dienen.

Also aussteigen…

Noch hatte ich mich damit nicht so recht anfreunden – können. Ich wollte weiter darüber nachdenken, aber das Telefon störte mich.

Dieses Tuten war einfach schlimm.

Ich stand auf und hob im Wohnraum ab.

»Mr. Sinclair, hier spricht der Hausmeister.«

»Aha. Was gibt es?«

»Wenn ich Ihnen das erzähle, halten Sie mich vielleicht für verrückt, aber ich schwöre Ihnen, es ist alles so geschehen.«

»Reden Sie bitte!«

Er lud sich seinen Kummer und seine Verwirrung von der Seele.

So erfuhr ich von den beiden Mädchen, die aus dem Fahrstuhl gestiegen waren und das Haus verlassen hatten. Der Hausmeister hatte sie aufhalten wollen, was ihm jedoch nicht gelungen war, denn er hatte sich unter dem Blick der Schwarzhaarigen wie hypnotisiert gefühlt.

»Als ich dann wieder richtig bei mir war, Mr. Sinclair, da habe ich die beiden nicht mehr gesehen. Sie waren verschwunden, und ich schwöre Ihnen, daß sie hier im Haus nicht wohnen.«

»Da haben Sie recht.«

»Pardon, aber das hört sich an, als wären Ihnen die beiden bekannt.«

»Schon möglich.«

»Dann ist es wohl in Ordnung…«

»Nein, nein«, unterbrach ich ihn, »nicht so, wie Sie denken. Sie können sich aber noch gut erinnern.«

»Sicher.«

»Deshalb möchte ich gern von Ihnen wissen, ob die beiden Mädchen einen ovalen Spiegel mit Blattgoldrahmen bei sich gehabt haben. Können Sie sich daran erinnern?«

»Spiegel, sagen Sie? Nein, Mr. Sinclair, nein. Daran kann ich mich nicht erinnern. Das wäre mir gerade bei Kindern oder Jugendlichen aufgefallen. Nur einen Koffer hatten sie bei sich.«

»Welche Farbe?«

»Braun, glaube ich. Aber relativ hell.«

»Danke, damit haben Sie mir schon geholfen.«

»Tja, wenn es dann so ist…« Er fing an zu stottern, und ich bedankte mich noch einmal, bevor ich auflegte.

Shao hatte zugehört und sich aus meinen Antworten ein Bild machen können. »Zwei Mädchen also«, sagte sie, »beinahe noch Kinder. Dann wissen wir ja Bescheid.«

»Noch nicht ganz«, meinte ich und erreichte mit schnellen Schritten mein Schlafzimmer. Ich wollte nicht noch mal den Spiegel suchen, sondern nach einem meiner Koffer schauen. Dieser braune Koffer lag nicht auf dem Schrank, er war derjenige, den ich immer schnell packte, wenn es mal brannte. Er stand stets neben dem Schrank.

Da stand er nicht mehr, er war weg!
Ich drehte mich langsam um. Shao stand auf der Schwelle und schaute mich fast traurig an. »Es waren die beiden Mädchen, nicht wahr, John?«
Ich wischte müde über meine Stirn. »Jetzt glaube ich es mittlerweile auch…«

***

»Der Mann hat ja nichts mehr getan, um uns aufzuhalten«, sagte Marion Bates.
»Ich weiß.«
»Und er läuft auch nicht hinter uns her.«
»Stimmt.«
Marion schüttelte den Kopf. Sie konnte es nicht fassen, drehte sich noch zweimal um, aber der im Licht der Wintersonne liegende Eingang blieb leer. Das helle Licht der Strahlen spiegelte sich auf dem Glas und zauberte vor das Haus eine andere Welt.
Caroline ging zügig weiter. Sie trug den Koffer mit dem Spiegel so locker, als hätte dieser überhaupt kein Gewicht. Dabei lächelte sie noch, als wären ihre Gedanken irgendwie auf die Zukunft programmiert, die ihnen beiden gefallen konnte.
»Wir nehmen jetzt ein Taxi, nicht?«
»Es bleibt dabei.«
»Auch ohne Geld?«
»Der Mann wird uns schon fahren, keine Sorge.«
Ja, das wird er, dachte Marion, denn mittlerweile traute sie ihrer Freundin alles zu. Obwohl sie die viel zu große Jacke um ihren Körper geschlungen hatte, fror sie, denn trotz der Sonnenstrahlen war es ziemlich kalt.
Beide Mädchen hatten rasch die Umgebung des Hochhauses verlassen und gerieten in eine Geschäfts- und Wohnstraße, wo auch Taxen warteten. An einen Fahrer gerieten sie diesmal nicht, sondern an eine Frau, die überrascht ihre Zeitschrift sinken ließ, als die beiden Mädchen an ihrem Wagen erschienen.
»Was wollt ihr denn?«
»Fahren.«
»Zwei Kinder?«
»Wir sind keine Kinder mehr«, sagte Caroline. »Nehmen Sie uns nun mit oder nicht?«
»Habt ihr denn Geld?«
»Nein!«
»Dann haut ab, aber schnell!«
Das taten Caroline und Marion nicht. Marion hielt sich mehr im Hintergrund auf, während ihre Freundin sich mit der Fahrerin

beschäftigte. Sie starrte die Frau an, die es nicht schaffte, dem Blick auszuweichen. Ihr erging es ebenso wie dem Hausmeister. Da war eine andere Kraft, die plötzlich über sie kam und sie zu einem willenlosen Werkzeug machte.

»Steigt ein!«

Zuerst lud Caroline den Koffer auf den Rücksitz. Neben ihn sollte sich Marion setzen. Danach stieg Caroline ein. Sie fand ihren Platz neben der Fahrerin und flüsterte ihr das Ziel zu.

Die Frau nickte. Sie startete und rollte langsam aus der Lücke, um sich in den rollenden Verkehr einzuordnen. Caroline aber lächelte vor sich hin, und sie lächelte auch noch, als sie sich umdrehte und ihre Freundin ansprach.

»Ging doch gut – oder?«

»Ja, doch, wirklich.«

»Da siehst du es.«

Marion räusperte sich. »Das nehme ich auch alles hin, Caroline, aber kannst du mir nicht verraten, wohin wir fahren?«

»Du bist sehr neugierig.«

»Das ist doch normal. Oder willst du nicht sagen, wohin du mich bringst? Dann ist es auch egal.«

»So meine ich das nicht. Ich werde dir auch sagen, welches Ziel wir beide haben.«

»Himmel, du machst es aber spannend!«

Caroline drehte den Kopf, damit sie Marion ins Gesicht blicken konnte.

»Das ist auch spannend«, flüsterte sie. »Wir beide fahren nämlich zu meinem Grab…«

ENDE des ersten Teils